Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

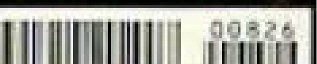
Die große Gruselserie von Jason Dark

Der knöcherne Hexer

Band 826 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Der knöcherne Hexer

John Sinclair Nr. 826

von Jason Dark

erschienen am 03.05.1994

Titelbild von San Julian

Sinclair Crew

Der knöcherne Hexer

Der Mann hieß Phil Bucca. Als er mich anschaute, sah ich den Hass in seinen Augen und wusste, dass ich verdammt auf der Hut sein musste. »Also, wo sind die Gebeine?« fragte ich. »Sie wollen sie sehen?«

»Deshalb bin ich hier.«

»Auch kaufen?«

»Holen Sie die Dinger her!« Bucca bückte sich. Ich war aufmerksam, aber nicht aufmerksam genug. Denn was er unter der Theke hervorholte, waren keine Gebeine, sondern ein Schrotgewehr mit verkürzten Läufen…

Wenn mich die Ladung aus dieser kurzen Distanz traf, konnte man mich irgendwo von der Wand oder von der Tür abkratzen. Und dieser Bucca sah aus, als würde er keinen Spaß verstehen. Wir waren allein in seinem Laden, der eigentlich überheizt war, doch in diesem Augenblick floss die Kälte wie Eiswasser durch meine Adern und fror mein Blut ein.

Ich behielt trotzdem die Nerven, hob nur die Brauen und sagte mit völlig normaler Stimme: »An diesen Totmacher hatte ich eigentlich nicht gedacht, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Das ist mir egal. Verschwinde.«

»Es geht mir um die Knochen!«

»Darauf scheiße ich!« Er schob die Waffe noch näher, sodass die beiden Mündungen meine Brust berührten. »Für dich gibt es keine Knochen. Verschwinde aus meinem Laden!«

Das tat ich nicht. »Hören Sie, Mr. Bucca, ich würde auch gut dafür bezahlen.«

»Ist mir egal. Dein Geld brauche ich nicht.«

»Geht es Ihnen so gut?«

Der leichte Spott in meiner Stimme schien ihm nicht zu gefallen, denn er tat etwas, das mich abermals überraschte. Die Waffe flog hoch, und beide Läufe erwischten mich unter dem Kinn. Ein verflucht harter Schlag, der mich vor allen Dingen unvorbereitet traf.

Ich sah im wahrsten Sinne des Wortes Sterne, mein Gesicht schien sich um die Hälfte zu verkürzen, und ich merkte nicht einmal, wie ich zurücktaumelte, weil irgendetwas mein Blickfeld verdeckte. Auf dem schmutzigen und mit Sägemehl bestreuten Boden fand ich mich wieder. Ich hatte die Augen weit geöffnet, und Bucca, der vor mir stand, tanzte durch mein Blickfeld wie eine Figur aus dem Zeichentrickfilm. Nur allmählich kam sie zur Ruhe, aber da stand er über mir, und wieder schaute ich in die beiden Mündungen der Waffe. Er hielt sie schräg nach unten gerichtet, den Kolben gegen die Hüfte gepresst. So sahen die Helden in irgendwelchen Action-Filmen aus, wenn sie mal wieder gewonnen hatten.

»Manchmal habe ich einen schlechten Tag, Mister. Pech, dass du den heute erwischt hast.«

Ich hob meine Hand und betastete das Kinn. Es war noch alles da, nichts gebrochen, aber es schmerzte, und es würde sich bestimmt auch farblich verändern. »Ja, das habe ich gemerkt.«

»Du hättest es dir ersparen können. Da du deine Beine noch normal bewegen kannst, steh auf und troll dich. Die Tür ist gleich hinter dir. Ich will dich hier nicht mehr sehen.«

»Schade.«

»Hau endlich ab!«

Daran dachte ich nicht, auch wenn ich mich bewegte wie jemand,

dem der Schneid abgekauft worden war. Zweimal hatte mich dieser Lumpenhund überraschen können, beim dritten Mal würde ich an der Reihe sein, das schwor ich mir.

Dabei sah Bucca nicht aus wie jemand, der immer auf der Siegerstraße stand. Durchaus möglich, dass ich ihn deswegen nicht ernst genommen hatte. Er war ziemlich klein, dafür drahtig. Von seinen Haaren sah ich kaum etwas, weil er eine flache Mütze trug. Sie sah aus wie ein platter grauer Deckel. Sein Gesicht zeigte die gesunde Bräune eines Stubenhockers, und seine Nase sah aus wie ein plattgeschlagener Fisch. Zumindest an ihrem Ende.

Er trat mir gegen das rechte Bein.

»Beim nächsten Mal schlage ich dir in deine Schnauze. Verschwinde endlich. Ich will den Laden hier abschließen.«

»Schon gut, schon gut.« Mühsam rollte ich mich nach rechts, stöhnte dabei, und dieses Geräusch gab ich auch von mir, als ich mich mühevoll auf die Beine quälte. Ich drehte ihm dabei den Rücken zu. Bucca war zur Seite getreten, um mir Platz zu schaffen.

Natürlich schielte ich auf die beiden Läufe. Wahrscheinlich glaubte er, ich hätte genug, er nahm mich nicht mehr ernst, und das war diesmal sein Fehler.

Aus meiner noch immer gebückten Haltung heraus warf ich mich nach links, und meine Arme verwandelten sich in eine blitzschnell geführte Schwertklinge, die dem Mann die Schrotflinte aus den Händen prellte. Er hatte keinen Finger mehr am Abzug gehabt, die Waffe flog quer durch seinen Laden und prallte gegen den unteren Thekenaufbau. Phil Bucca war so geschockt, dass er nicht einmal schreien konnte. Er war zu einer Statue erstarrt, glotzte der Waffe nach, und dann krachte meine Rechte genau gegen sein Kinn.

Er war klein und nicht schwer. Bucca lernte das Fliegen. Er fluchte, als er zwischen seinem Krempel landete, ruderte mit den Armen und wollte sich aus dem Gewühle befreien, das von alten Motorschiffen oder Seglern stammte.

Ich war schneller.

Und ich hatte genau das lose Ende eines ansonsten aufgerollten Taus erwischt. Das drosch ich ihm um die Ohren. Bucca fluchte und fiel wieder zurück. Das raue Material hatte ihm die Wange aufgerissen und eine Schramme hinterlassen.

Vor meinen Füßen krümmte er sich zusammen, drehte sich auf den Bauch und erwartete wahrscheinlich irgendwelche Tritte, aber der Typ war ich nicht. Stattdessen ließ ich ihn in Ruhe, nahm seine Waffe an mich, kippte die Läufe nach vorn und holte die Munition hervor. Beide Patronen schleuderte ich zwischen den anderen Gerumpel, und das nutzlose Gewehr folgte nach.

Ich blieb an der Verkaufstheke stehen und wartete zunächst einmal

ab. Wahrscheinlich hatte Bucca anhand der Geräusche gehört, was da passiert war. Er spürte, dass ihm keine unmittelbare Gefahr mehr drohte, und ebenso langsam wie ich zuvor stand er nun auf.

Er schaute ziemlich bekümmert aus der Wäsche, hatte dazu Schwierigkeiten mit der Richtung und schaffte es nicht direkt, mich zu orten.

»He, Meister, hier bin ich!«

Er drehte sich um. Eine Hand hielt er dabei gegen seine linke Wange gepresst, wo das Tauende die Schramme hinterlassen hatte. Mein Kinn spürte ich nicht, dort war alles dumpf, und auch in den Ohren lag eine leichte Taubheit.

Bucca glotzte mich an.

Nein, nicht mich direkt, denn er schaute auf die Beretta, die ich mittlerweile gezogen hatte und locker in der Hand hielt. »Wie schnell sich doch alles ändern kann, Mr. Bucca, nicht wahr?«

Er sagte nichts.

»Können wir noch mal von vorn anfangen?« erkundigte ich mich freundlich und lächelte dabei.

Er gab mir keine Antwort, rieb seine Wange und starrte schließlich auf die Hand, an der einige Blutstropfen verschmiert waren. Ich schnippte mit den Fingern der freien Hand. »Also, wo sind die Gebeine, Meister?«

»Welche?«

»Sie haben nur die einen.«

»Nicht hier.«

»Da habe ich anderes gehört.«

»Dann hat der andere gelogen!«

»Nein, hat er nicht. Er war vor zwei Tagen bei Ihnen. Er hat sich erkundigt. Er hat mit Ihnen länger gesprochen, und Sie haben ihm erklärt, dass Sie für eine gewisse Summe bereit wären, ihm die Gebeine zu überlassen, Mr. Bucca.«

»Das stimmt.«

»Dann ist doch alles klar«, sagte ich lächelnd.

»Nein, nichts ist klar, überhaupt nichts. Ich – ich muss die Dinger erst besorgen.«

»Das macht ja nichts, ich warte solange.«

Warum er hämisch lachte, wusste ich nicht. Aber er hatte seinen Spaß, und ich vermutete, dass er mich schon wieder linken wollte.

»Wie viele Tage haben Sie denn Zeit?« höhnte der Trödler.

»Keinen einzigen.«

»Dann ist das Pech, Mister. Ich brauche nämlich einige Tage, um sie zu besorgen. Dazu müsste ich eine längere Reise unternehmen. Erst dann sehen wir weiter.«

»Soll das heißen, dass Sie die Knochen nicht hier in Ihrem Laden

parat haben?«
»Genau das.«
»Und wo, bitte, wollen Sie die Knochen besorgen?«
»Kennen Sie Coverack?«
»Nein. Müsste ich das kennen?«
»Überhaupt nicht. Es liegt in Cornwall, direkt an der Küste, wo die See verdammt rau ist, was vielen Schiffen damals zum Verhängnis wurde. Dort müsste ich mich umhören.«
»Also liegen die Gebeine da?«
»Klar.«
»Und Sie wollen Sie hier in London verkaufen? Haben sogar durch eine Anzeige damit geworben?«
»Ich wollte den Markt abchecken. Wer am meisten bietet, erhält den Zuschlag. Schließlich bin ich Kaufmann und nicht Chef eines Wohltätigkeitsinstituts.«
Ich dachte an mein malträtiertes Kinn und sagte: »Ja, das habe ich gemerkt.«
»Jetzt können Sie wählen, Mister.« Er grinste, weil er wieder Oberwasser hatte. »Wollen Sie hier warten, oder…«
Ich unterbrach ihn. »Wie hieß der Ort noch?«
»Coverack.«
»Und da finde ich die Gebeine?«
Sein Grinsen vertiefte sich. »Vielleicht – vielleicht auch nicht. Sie liegen ja nicht einfach am Strand herum. Man muss schon etwas tun, denke ich. Aber ich kann Ihnen sagen, dass es viele Leute gar nicht gern haben, wenn Fremde dort herumschnüffeln. Man wird Ihnen was aufs Maul hauen. Die Menschen dort sind eigen.«
»Das weiß ich. Es wundert mich nur, dass Sie von ihnen nichts aufs Maul gekriegt haben.«
»Ich bin eben nicht wie jeder.«
»Das dachte ich mir schon.« Ich schaute auf meine Beretta und steckte sie wieder ein.
Bucca atmete sichtlich auf. Die Pistole hatte ihn wohl nervös gemacht. »Was wollen Sie denn jetzt tun?«
»Ich gehe.«
»Wohin?«
»Ihnen binde ich das nicht auf die Nase. Nur einen Rat möchte ich Ihnen geben. Wenn Sie mich noch einmal so nett begrüßen, Mr. Bucca, werde ich ernstlich sauer.«
»Ach ja?«
»Sicher. Und noch etwas. Es könnte ja sein, dass Sie eine Reise unternehmen wollen. Fahren Sie lieber nach Osten, nur nicht nach Westen. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«
Er schaute mich aus schrägen Augen an. »Ja, das haben wir«,

murmelte er. »Wollen Sie auch einen Rat haben?«
»Kostenlos?«
»Immer. Reisen Sie lieber nach Norden, Mister. Manchmal landen die Fremden in Cornwall als Leiche im Meer. Es gibt dort zu viele Geheimnisse, und die Leute haben es nicht gern, wenn man sich darum kümmert. Da können sie sehr eigen sein.«
»Meinen Sie?«
»Ich weiß das.«
»Danke für den Rat«, erwiderte ich, öffnete die Tür und verließ den Laden. Alles, was Recht war, aber dieser Bucca hatte mich jetzt richtig neugierig gemacht…

***

Swenja Hart hatte die bleichen Knochen in eine windgeschützte Mulde gelegt, war mit dem klaren Licht zufrieden und schaute probehalber durch das Sichtfenster der Videokamera.
Es war perfekt, die junge Frau war stolz auf sich. Sie hatte ihr Handwerk gelernt. Ihr erster Dokumentarfilmwürde beim Sender einschlagen wie eine Bombe. Sie hatte tatsächlich die erste Spur gefunden, was sie natürlich filmisch festhalten musste.
Mit genau abgezirkelten Schritten umrundete Swenja die Mulde und geriet dabei in den Schatten des hohen Leuchtturms, was sie nicht weiter störte. Es passte in diese Landschaft hinein, die so wild und gleichzeitig so konservativ war – wie auch die Menschen, die hier lebten. Sie waren ein Volk für sich, sie redeten oft in einer ihr fremden Sprache, und Fremden gegenüber waren sie äußerst misstrauisch. Das hatte die junge Frau mit den kurz geschnittenen, strohblonden Haaren schon des Öfteren erlebt.
Man hatte sie geschnitten, man hatte ihr gezeigt, dass sie nicht willkommen war, und sie konnte sich dazu gratulieren, dass sie nicht in einem Gasthaus wohnte, sondern sich auf ihr Wohnmobil verließ, das am Rand der Ortschaft stand.
Noch einmal ging sie die Runde. Das Auge der Kamera immer auf den Knochenhaufen in der Mulde gerichtet. Es war gut gewesen, dass sie die alten Berichte und Karten studiert hatte, denn sie hatten ihr die Spur zum ersten Ziel gewiesen.
Beim zweiten hatte sie Probleme bekommen. Die Knochenfunde waren von den Einheimischen noch akzeptiert worden, beim nächsten Schritt aber wollte ihr niemand mehr helfen. Angeblich wusste hier niemand etwas über die Herkunft der Knochen und auch über das Schicksal der Menschen.
Ein Geheimnis umgab es. Aber Swenja war neugierig und mutig genug, um diesen Schleier zu lüften. Sie würde sich nicht aus dem Konzept bringen lassen.

Drei Runden drehte sie, erst dann war sie zufrieden. Im Wagen würde sie sich die Aufnahmen anschauen, und sie würde den Film auch dort schneiden. Dann musste sie zum Sender fahren, um…

Swenja ließ die Kamera sinken. Das würde noch dauern, denn einige Tage musste sie noch bleiben. Sie brauchte mündliche Dokumentationen, Interviews, an die nicht leicht heranzukommen sein würde. Aber Swenja war verbissen, den Dickkopf hatte sie von ihrem Vater geerbt. Wenn der sich einmal etwas in den Kopf setzte, führte er es auch durch.

Sie ließ die Kamera sinken, blieb für einen Moment stehen und lächelte. Erst jetzt konzentrierte sie sich wieder auf die Umgebung.

Die Windgeräusche umgaben sie wie knatternde Geister. Die Böen spielten mit ihren Haaren, sie wehten auch gegen ihre dicke gefütterte Jacke, und sie spürte den Wind wie kalte Finger in ihrem Gesicht.

Die Gebeine hatte sie in einer kleinen Höhle gefunden. Es war mehr ein Zufall gewesen, aber auch ein Resultat ihrer Neugierde.

Swenja hatte am Strand gesucht und war in den Klippen herumgeklettert, wo sie die Höhle gefunden hatte. Den Einheimischen hatte sie nichts darüber gesagt. Da war sie vorsichtig gewesen, und sie würde es auch weiterhin bleiben. Die Kamera verstaute die Frau in ihrer Umhängetasche. Der Wind blies gegen ihr Gesicht. Am Himmel scheuchte er die Wolken, die wie dicke, graue Klumpen aussahen. Es war das typische Cornwall-Bild, wild und windig mit einem aufgewühlten Meer, dessen Wellen mit lautem Getöse gegen die hohen Felsen wuchteten oder auf schmaleren Strandstücken ausliefen.

Auf einem derartigen Stück stand sie. Es war eine kleine Einbuchtung, und hinter ihr befanden sich die Klippen mit den zahlreichen Rissen und Falten. Manche durchaus so groß wie Eingänge zu Höhlen, und tatsächlich hatte sie die Knochen in einer der Höhlen gefunden, als wären die toten Menschen damals kurzerhand dort abgelegt worden, weil man keine Lust gehabt hatte, ihnen ein Grab zu schaufeln.

Die harten Windgeräusche störten sie. Jetzt, wo alles noch in frischer Erinnerung war, wollte sie den ersten Bericht sprechen. Dazu brauchte sie einen stilleren Ort.

Die Höhle, in der sie die Gebeine gefunden hatte, lag nicht weit entfernt. Bevor sie hinging, buddelte sie die Knochen zu. Mit den Füßen häufte sie Sand über die alten Gebeine, die für sie sehr wichtig waren. Sie waren das Dokument einer längst vergangenen Zeit und eines großen Unglücks, über das niemand reden wollte. Swenja Hart hatte sich vorgenommen, es aufzuklären, das war sie der Öffentlichkeit einfach schuldig.

Als der Sand die Kochen verdeckte, nickte sie zufrieden. So leicht würde sie hier niemand finden. Sie hoffte, dass der Wind nicht in die

Mulde drang und die Gebeine wieder freilegte.

Bevor sie ging, warf Swenja einen letzten Blick in die Runde. Der Leuchtturm war nicht zu übersehen. Er stand wie ein großer Finger, der sich nach oben hin verjüngte. Er war noch besetzt, und oben hockte der Leuchtturmwärter, schaute aus seinem Fenster weitauf das Meer hinaus. Er war der Mann mit dem großen Überblick.

Die Frau zwinkerte, als sie einen Reflex wahrnahm, der sie für einen Moment blendete. Dieser Reflex war dort aufgeblitzt, wo sich die Kabine des Leuchtturmwärters befand. Es konnte sich ein Sonnenstrahl im Glas gefangen haben, aber diese Reflexe entstanden auch, wenn sich die Helligkeit auf dem Objektiv einer Kamera oder den Augen eines Feldstechers fing.

Stehe ich unter Beobachtung?

Eine Frage, die sich Swenja schon öfter gestellt hatte. So abweisend die Menschen von Coverack Fremden gegenüber auch waren, ihre Neugierde allerdings blieb bestehen. Die aber zeigten sie nichtöffentlich. Alles geschah im geheimen, hinter dem Rücken, und ein Typ wie der Leuchtturmwärter gehörte dazu.

Swenja zog sich zurück, bis sie den Schatten einer Felswand erreicht hatte. Von dieser Stelle aus konnte sie den Leuchtturm gerade noch sehen. Aus ihrem Rucksack holte sie ein Fernglas hervor und richtete ihren Blick dem Turm entgegen, an dem sich allerdings nichts mehr tat. Kein Reflex, kein Aufblitzen, auch keine Bewegung.

Sehr gut erkannte sie das dicke Glas der Scheiben, in dem sich das Spiegelbild der Wolken und eines Teils des Himmels abmalte.

Sie ließ das Glas sinken und verstaute es wieder. Die Höhle lag glücklicherweise im toten Sichtwinkel des Leuchtturms. Dort konnte sie nicht beobachtet werden.

Bei Sturm wuchteten die Wellen bis an den Eingang heran. Der Boden war feucht und weich, aber die Spuren im Sand waren längst nicht mehr zu erkennen. Swenja musste den Kopf einziehen, als sie sich durch den Eingang schlängelte.

Die Lampe schaltete sie sofort ein. Es war eine Stableuchte, die viel Helligkeit brachte. Sie leuchtete über den dunklen, steinigen Boden, der im bleichen Strahl aussah, als berge er wertvolle Metalle, weil er an einigen Stellen aufleuchtete. Es waren Einschlüsse im Gestein, die das über sie hinwegstreichende Licht reflektierten.

Ihre Schritte tappten über den harten Untergrund, und sie lauschte den Echos nach.

Niemand außer ihr befand sich in diesem düsteren Versteck mit der schiefen Decke. Wieso verspürte sie trotzdem das Gefühl, nicht mehr allein zu sein? Irgendjemand schien sie zu belauern.

Swenja ging so weit vor, bis sie den Fundort der Knochen erreicht hatte. Er lag dicht an einer Wand. Dort befand sich zwar kein Grab,

aber die Gebeine hatten ein wenig unterhalb des normalen Bodens gelegen, als wäre der Stein extra für sie aufgehackt worden.

Sie hatte alle herausgeholt. Das Licht bewegte sich über das nackte Gestein hinweg.

Ein Schauer rann ihren Rücken hinab. Etwas störte sie ungemein.

Nicht die feuchte Kühle, die die Höhle ausfüllte und ihren Körper umgab, nein, da war etwas anderes, mit dem sie sich nicht zurecht fand. Eine völlig fremde Atmosphäre, als hätte sich während ihrer Abwesenheit etwas aufgebaut.

Vorsichtig schaute sich Swenja um.

Nichts war zu sehen.

Sie schluckte ihren eigenen Speichel und empfand den Geschmack als leicht bitter. Eine erneute Gänsehaut lief über ihren Körper, die Kälte nahm zu, als würde sie aus einer anderen Welt an diesen düsteren Platz drängen.

Swenja Hart war kein ängstlicher Mensch, und auch während der letzten Tage hatte sich dies nicht geändert. Nun aber fing sie an, sich zu fürchten. Sie fühlte sich nicht mehr sicher, etwas Unheimliches lauerte auf sie, als wollte es sich dafür rächen, was dieser Höhle durch Swenja angetan worden war.

Sie drehte sich schnell auf der Stelle. Der Lampenstrahl huschte über das Mauerwerk hinweg, und wieder hatte sie das Gefühl, als würden die Einschlüsse aufsprühen. Aber es tat sich nichts.

Kein Grund zur Beruhigung. Sie blieb allein. Aber das Gefühl hatte sich festgesetzt, und über ihren Rücken rannen die Schauer immer dichter.

Die Luft hatte sich objektiv nicht verändert. Subjektiv schon, denn Swenja hatte den Eindruck, dass dieses andere von ihr Besitz ergreifen wollte und mit jedem Atemzug tiefer in sie eindrang. In ihrem Kopf spielten sich zudem Dinge ab, die sie sich selbst nicht erklären konnte.

Es waren keine Stimmen, obwohl sie sich so anhörten. Es war ein leises Rauschen, ein fernes Murmeln, als hätte sich ihren Ohren ein Geisterreich geöffnet.

Swenja taumelte. Ihre Sicht war längst nicht mehr so klar wie sonst. Der Eingang, den sie als helleren Fleck nicht aus den Augen gelassen hatte, tanzte plötzlich hin und her. Hinter ihrer Stirn veränderte sich der Druck, er nahm an Stärke zu, und sie empfand ihn als eine regelrechte Bedrohung.

Sie musste weg!

Swenja fiel es schwer, die ersten Schritte zu gehen. Jemand schien unsichtbare Schlingen um ihre Waden gelegt zu haben, die sie festhielten, aber sie raffte sich auf und setzte den Weg zum Ausgang stolpernd fort. Den Arm mit der Lampe hatte sie sinken lassen. Der Lichtstrahl folgte den Bewegungen der Schritte mit und tanzte dabei

über den steinigen Untergrund.

Die Luft schmeckte anders. Nach Rauch, vielleicht sogar nach Schwefelgasen, so genau wusste die Frau es nicht. Ihr Wille verwandelte sich in eine Peitsche, die sie immer näher auf den Eingang zutrieb. Sie musste es schaffen, sie würde wieder ins Freie gelangen und nicht zusammenbrechen. Sie dachte an ein gefährliches Gas, das aus irgendwelchen Löchern strömte und sie benebelte.

Die letzten Schritte. Kühle Luft!

Swenjas Gesicht war verzerrt. Weit riss sie ihren Mund auf und saugte die Luft in die Lungen. Sie hörte das Rauschen der Wellen und das harte Klatschen, mit dem das Wasser gegen die Felsen wuchtete. Es war die normale Welt, die sie wieder umfangen hielt.

Ihre Füße schleiften durch den feuchten Sand, der ihr vorkam wie klebriger Leim. Die Frau hielt sich nur mühsam auf den Beinen. Sie torkelte dorthin, wo ein Felsklotz aus dem Sand ragte, der flach genug war, um ihr als Sitzplatz zu dienen.

Dort ließ sie sich nieder und wunderte sich über ihr heftiges Atmen. Sie keuchte wie eine Läuferin nach einem langen Lauf, die Lungen brannten, im Kopf tuckerte es, und es schien ihr, als wäre jemand dabei, sie auszulachen.

Trotz der leichten Kunststoffumhüllung war ihr die Lampe zu schwer geworden. Sie rutschte ihr aus der Hand und blieb im feuchten Sand liegen. Swenja selbst hob die Arme an und presste die Hände gegen ihr Gesicht. An der Haut klebten kleine Sandkörner, und sie scheuerten auf ihren Wangen, als sie die Hände bewegte.

Nur allmählich ging es ihr besser. Ihr Herzschlag beruhigte sich wieder, das Zittern hörte auf, die Gänsehaut verschwand wieder.

Allmählich schaffte sie es, wieder klar nachzudenken, und sie merkte, wie sich ihre Nerven beruhigten.

Irgendetwas hatte sich in der Höhle hinter ihr befunden. Sie konnte nicht sagen, was es war, aber es musste eine unheimliche Kraft gewesen sein.

Sie dachte an Erdstrahlen.

So etwas gab es ja. Von Wünschelrutengängern aufgespürt oder von sensitiven Menschen erfasst, doch das alles wies sie dann von sich. Nein, das musste etwas anderes gewesen sein, etwas, das nicht erklärbar war und ihr reales Weltbild ins Wanken brachte.

Hatte sie es vielleicht mit anderen Dingen zu tun? Mit übersinnlichen? Mit Geistern?

Sie dachte an die Knochen.

Es waren menschliche Gebeine, die Reste ertrunkener Seeleute, die sich auf einem bestimmten Schiff befunden hatten. Um dieses Schiff gab es ein Geheimnis, es war ein alter Segler gewesen mit einer Mannschaft, die sich angeblich aus den Mitgliedern eines

Geheimbundes zusammengesetzt hatte.
Man sprach von Templern oder Rosenkreuzern…
Genaues wusste man nicht. Es hatten nur Andeutungen in den alten Unterlagen gestanden. Nun ja, wie dem auch sei. Die Gebeine hatte sie gefunden, das war schon viel wert. Aber deren Geheimnis und deren Herkunft musste sie noch auf den Grund gehen.
Das letzte Erlebnis in der Höhle war für Swenja kein Grund, aufzugeben. Es hatte sie nur gelehrt, noch vorsichtiger an den Fall heranzugehen, und irgendwann würde sie die Lösung finden, das war hundertprozentig sicher. Sie würde dafür kämpfen, sie würde forschen, sie würde…
Wieder störte sie der Reflex.
Er hatte ihre Augen getroffen und war abermals oben am Leuchtturm aufgeblitzt.
Stand sie tatsächlich unter Kontrolle? Swenja fühlte sich wie jemand, der in ein Wespennest gestochen hatte und nun von den aufgeschreckten Insekten angegriffen wurde.
Tief atmete sie durch. Noch ein Blick hoch zum Leuchtturm.
Kein Reflex mehr. Der geheimnisvolle Beobachter hatte sich zurückgezogen.
War es der Wächter?
Sie hatte ihn mal kurz kennen gelernt. Er war ein ihr nicht sehr sympathischer Mensch gewesen, ein alter, verbissener Typ, der wenig redete, schon gar nicht mit Fremden. Den Blick seiner Augen würde sie nicht so schnell vergessen, er war düster und gefährlich gewesen, als hätte er ein Loch in ihre Seele brennen wollen.
Sie stand wieder auf.
Noch einen Blick warf sie zurück.
Leer lag der Höhleneingang vor ihr. Trotzdem fürchtete sie sich davor, die Höhle noch einmal zu betreten.
Da lauerte etwas.
Aber was…?
Eine Antwort wusste Swenja Hart nicht, aber dieses Etwas hatte bestimmt etwas mit Dingen zu tun, die am besten begraben blieben…

***

Als sie eine halbe Stunde später die Tür des Coverack Inn aufstieß, verstummten die Gespräche der wenigen Gäste, und die Köpfe drehten sich der Eintretenden entgegen.
Die hier lebenden Menschen gehörten nicht zu den geschwätzigen Leuten, aber es gab wohl keinen anderen Gast, der mit einem derartig eisigen Schweigen begrüßt wurde wie sie.
Niemand wünschte ihr einen Guten Tag, und Swenja merkte, wie ihr Herz für einen Moment schneller schlug und sie darüber nachdachte,

ob sie sich wieder umdrehen sollte oder nicht, aber sie wollte nicht feige sein, riss sich zusammen und wünschte selbst einen Guten Tag.

Sie erhielt keine Antwort. Sie ging über die alten Bohlen in eine Ecke des Inn, wo die Rauchwolken nicht so dicht unter den dicken Deckenbalken hingen. An einem der klobigen Tische nahm sie Platz.

Eine Wandleuchte gab nur wenig Licht ab. In ihrem Schein schimmerten Staubkörnchen wie kleine Diamanten.

Sie nahm den Rucksack ab, stellte ihn auf einen Stuhl und nahm Platz. Dann öffnete sie den Reißverschluss der Windjacke, ohne sie allerdings auszuziehen, denn trotz der beinahe bulligen Wärme war ihr kalt geworden.

Der Wirt beobachtete sie von der Theke her und bediente erst eine Gruppe von Männern, bevor er an ihren Tisch trat, seine dichten Augenbrauen zusammenzog und den Mund zu einer mürrisch klingenden Frage öffnete. »Was wollen Sie trinken?«

»Einen Tee und einen Whisky, aber zuerst den Whisky.«

Der Wirt ging.

Swenja war die einzige Frau im Inn. Obwohl sie nicht gerade hässlich war, wurde sie überhaupt nicht beachtet, nicht einmal mit einem verstohlenen Blick. Die Gäste beachteten sie überhaupt nicht.

Sie blieben sitzen und unterhielten sich mit gedämpften Stimmen.

Das war vor ihrem Eintritt anders gewesen, da hatte sie genau die Stimmen gehört. Sie waren bis auf die schmale Straße geklungen.

Jetzt ließ man sie spüren, welch ein Fremdkörper sie war.

Der Wirt brachte den Whisky. Wortlos stellte er das Glas auf den Tisch und drehte sich sofort wieder um. Swenja Hart umfasste das Glas mit beiden Händen, schaute für einen Moment auf die Oberfläche der Flüssigkeit, die sich zitternd bewegte. In ihr spiegelte sich der Schein der Lampe und gab dem Getränk einen weichen Schimmer.

Sie trank den Scotch in kleinen, langsamen Schlucken, und sie genoss seine Wärme, als er dem Magen entgegenrann. Natürlich gingen ihr die Erlebnisse nicht aus dem Kopf. Besonders nicht die Zeit, die sie in der geheimnisvollen Höhle verbracht hatte, wo sie vom Hauch einer anderen Welt gestreift worden war. Es war nur eine relativ kurze Zeit gewesen, aber sie hatte die Frau geprägt. Swenja dachte logisch darüber nach, falls man hier überhaupt von Logik sprechen konnte, und sie gelangte zu dem Schluss, dass sie einem unheimlichen Rätsel bereits einen großen Schritt näher gekommen war. Mit dem Fund der Knochen hatte es begonnen, da war etwas in Bewegung gesetzt worden, das sich nicht mehr aufhalten ließ. Aber was genau?

Wahrscheinlich konnten die Gäste ihr darüber Auskunft geben, nur würden sie nichts sagen. Sie brauchte ihnen nur einen Blick zuzuwerfen, um Bescheid zu wissen.

Die Haltungen der Männer drückten Abwehr aus und gleichzeitig ein

unnatürliches Desinteresse.

Das Glas war leer, einen zweiten Whisky wollte sie nicht bestellen.

Der Wirt brachte den Tee.

»Ich möchte dann gleich bezahlen.«

Er nannte die Summe und wartete schweigend, bis Swenja das Geld aus ihrer Börse hervorholte. Sie zählte die Summe ab, der Wirt strich das Geld ein und ging davon.

Die Frau trank den Tee. Noch immer war das Eis zwischen ihr und den Gästen nicht aufgetaut. Nach dem Leuchtturmwärter hielt sie vergeblich Ausschau. Sie war fest davon überzeugt, dass er sie beobachtet hatte. Sie wusste auch seinen Namen, grübelte nach, aber er fiel ihr nicht ein.

Dieser Mann wusste mehr. Sie hielt ihn sogar für gefährlich, obwohl er ihr nichts getan hatte, aber das wiederum konnte sich leicht ändern, wenn sie schärfer vorging.

Der Tee möbelte sie wieder auf. Auch den Geschmack des Whisky spürte sie noch im Mund. Ihre Gedanken waren jetzt freier und klarer geworden, denn plötzlich wusste sie wieder den Namen des Leuchtturmwärters. Er hieß Mullion, Scott Mullion.

Swenja Hart war sicher, dass sie vonihm aus dem Leuchtturm unter Kontrolle gehalten wurde. Wahrscheinlich hatte er auch beobachtet, was sie zuvor aus der Höhle geholt hatte, und bei einem nächsten Treffen würde er sie sicherlich darauf ansprechen.

Die Tür wurde aufgestoßen. Wind wehte in den Gastraum und wirbelte die Rauchschwaden durcheinander. Zusammen mit dem Wind betrat ein Mann mit wuchtigen Schritten die Schänke.

Es war Scott Mullion.

Er trug eine karierte Jacke aus roten und schwarzen Karos. Auf dem Kopf saß eine schwarze Schiebermütze, die Hose bestand aus dunklem Jeansstoff, und an den Schuhen klebte noch der Sand vom Strand.

Mullion blieb dicht hinter der Schwelle stehen, wurde von den Gästen und dem Wirt begrüßt, schaute sich um – und entdeckte an der anderen Seite die Frau.

Für einen Moment erstarrte er.

Swenja hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Sie saß unbeweglich auf ihrem Stuhl. Dabei merkte sie, wie sich zwischen ihm und ihr etwas anbahnte, das nicht unbedingt auf gegenseitige Sympathie schließen ließ, denn diese Strömung war einfach zu negativ und – sie spürte es deutlich – feindlich.

Mullion ging weder zur Theke noch setzte er sich zu den anderen Gästen. Er hielt auf Swenja zu, den Blick dabei starr auf sie gerichtet, die Augen leicht verengt.

Er sprach kein Wort. Auch dann nicht, als er sich einen Stuhl zurechtrückte und sich ihr gegenüber niederließ. Mit einer langsamen

Bewegung nahm er seine Mütze ab. Das graue Haar wuchs auf seinem Kopf wie staubige Watte. Er war noch nicht alt, um die Fünfunddreißig, doch Wind und Wetter hatten die Haut in seinem Gesicht gegerbt. Mit seinen dunklen Augen starrte er die Frau an.

»Guten Tag.«

Der Wirt brachte Mullion einen Whisky und ein Bier. Er zog sich den Whisky mit einem Ruck rein, stellte das Glas hart ab und griff zum Bierglas. Unter seiner kurzen Nase wuchs ein buschiger Oberlippenbart, der dort endete, wo die fleischigen Lippen begannen.

Mullion war kräftig und zugleich stämmig. Er war ein Mann, der sich selbst gegen den heftigsten Orkan anstemmte. Er setzte das Glas ab und wischte sich mit dem Handrücken Schaum von den Lippen. Dann begann er zu sprechen. »Einen Tag noch, Lady, nur einen Tag noch…«

»Was meinen Sie?«

»Soviel Zeit geben wir Ihnen, damit Sie von hier verschwinden. In Coverack ist kein Platz für Sie.«

Fast hätte sie gelächelt, aber das hätte nicht gepasst. Sie war trotz der drohenden Worte froh, dass man sie angesprochen hatte. Es entwickelte sich also eine erste Kommunikation, was ihr natürlich sehr gelegen kam. Bevor sie sprach, räusperte sie sich und blieb sogar freundlich: »Hören Sie, Mr. Mullion, wir leben in einem freien Land, zu dem auch Cornwall gehört. Ich kann bleiben, wo ich will. Das sollte sich auch bis zu Ihnen herumgesprochen haben.«

Er schüttelte den Kopf. »Hier ist alles anders, Lady. Wir wollen Sie hier nicht.«

»Wen störe ich?«

»Uns und die Ordnung.«

»Tut mir Leid. Das verstehe ich nicht. Ich spaziere nur am Strand, fotografiere und…«

»Sie schnüffeln.«

»Tatsächlich?«

Er nickte. »Ja, Sie schnüffeln, und wir können keine Schnüffler aus der Stadt gebrauchen. Das müsste Sie eigentlich längst begriffen haben. Keiner will etwas mit Ihnen zu tun haben. Sie wühlen hier Dinge auf, die nur uns etwas angehen.«

»Was habe ich Ihnen denn getan?«

»Das wissen Sie genau.«

»Nein.«

Mullion klopfte auf den Tisch. »Wir geben Ihnen noch eine Galgenfrist. Morgen sind Sie verschwunden, Lady.«

»Das habe ich gehört.«

»Wunderbar.«

»Was ist, wenn ich hier bleibe und nicht wegfahre? Haben Sie daran auch schon gedacht?«

Mullion ließ sich Zeit mit der Antwort. Er hob sein Glas an und trank es zur Hälfte leer. »Ja, daran habe ich schon gedacht. Wollen Sie wirklich hören, was dann geschieht?«

»Ich denke schon.«

Scott Mullion war etwas durcheinander. Er brauchte Zeit für seine Antwort. »Dann müssten wir zu anderen Mitteln greifen«, erklärte er mit ruhiger Stimme.

»Wieso?«

»Ich nehme das Wort Gewalt nicht so gern in den Mund. Aber Sie stehen hier allein.«

»Ja, das weiß ich. Es ist überdeutlich zu merken.« Sie lächelte kantig. »In dieser Stadt ist man wirklich sehr nett zu Fremden. Man schweigt sich ihnen gegenüber aus, ich spüre es in jeder Minute meines Hierseins. Wirklich außergewöhnlich.«

»Fahren Sie. Am besten noch heute, wenn es hell ist, hauen Sie ab, Lady. Stecken Sie Ihre Nase nicht in Dinge, die Sie nichts angehen. Verstanden?«

»Ja.« Swenja Hart nickte. »Darf ich Sie auch fragen, welche Dinge das sind?«

»Das dürfen Sie durchaus.« Er zündete sich eine dünne Zigarre an.

»Es sind Vorgänge, die in der Vergangenheit begraben liegen. Sie sollen nicht ans Tageslicht gezerrt werden. Deshalb ist es besser, wenn Sie gehen. Sie haben schon genug Unruhe gestiftet und genug gebuddelt.«

Nach diesen Worten stand er auf und ließ die junge Frau allein. Sie schaute hinter ihm her, hatte die Hände zu Fäusten geballt und erstickte fast an ihrer Wut.

Scott Mullion hatte sein Glas mitgenommen. Er ging mit schweren Schritten zu den anderen Gästen und setzte sich zwischen sie. Die Männer hatten natürlich die Ohren gespitzt, um einiges von dem Gespräch mitzubekommen. Es schien ihnen nicht gelungen zu sein, denn Mullion gab ihnen flüsternd die Erklärungen.

Swenja Hart aber stand auf, hängte den Rucksack über ihre linke Schulter und ging auf den Ausgang zu. Sofort verstummten die Gespräche. Die Gesichter der Gäste drehten sich ihr zu, aber es gab keinen, der einen Kommentar abgab.

Erst als sie an der Tür war, redete Scott Mullion. »Ich hoffe, Sie haben alles behalten, Lady.«

»Das habe ich.«

»Wie schön.« Er hob sein Glas, prostete ihr zu und lachte dabei.

Für die Journalistin hörte sich das Gelächter an, als hätte es der Teufel persönlich ausgestoßen…

***

Swenjas Wohnmobil stand dort, wo es niemand störte. Nicht direkt im Ort, sondern am Rand, und sie hatte es so geparkt, dass ihr Blick, wenn sie durch die Frontscheibe schaute, weit über die Klippen hinweg bis auf das Meer fiel, wo die Wellen einen tanzenden und unendlichen Teppich bildeten, der irgendwo mit dem Himmel zu verschmelzen schien, als wollte er die Wolken an sich saugen.

Nicht weit entfernt standen die ersten Häuser von Coverack. Ihre Bauweise war den Witterungsbedingungen angepasst worden. Sie waren nicht hoch, ihre Dächer waren weit nach vorn oder hinten gezogen, und um die Häuser herum hatte man Steinmauern errichtet.

Die Mauern hielten den Wind ab, damit er nicht in die Gärten hineinfuhr oder gegen die Felder wehte und dort die Saat davontrug.

Bevor sie ihren Wagen betrat, umrundete sie ihn einmal und schaute sich die Reifen an. Nach den letzten Vorgängen war ein tiefes Misstrauen in ihr hängen geblieben, und sie konnte sich vorstellen, dass irgendjemand etwas an ihrem Fahrzeug manipuliert hatte.

Diesen Menschen hier in Coverack war nicht zu trauen.

Ihr fiel nichts auf, und sie schalt sich eine Närrin, dass sie überhaupt an so etwas gedacht hatte. Das gab es nicht in der Wirklichkeit, das erlebte man höchstens im Kino, aber nicht…

Sie erschrak, als plötzlich ein Hund an ihr vorbeihuschte. Er lief bis zum Ende des Wagens, blieb dort stehen, drehte den Kopf, schaute sie an und gab ein winselndes Geräusch von sich.

Swenja kümmerte sich nicht um ihn, schloss die Tür auf und betrat den Wagen.

Auch hier war alles normal, wie sie mit einem raschen Blick feststellte. Sie zog den Anorak aus, hängte ihn an einen Haken und legte den Rucksack auf den Tisch, der ebenso festgeschraubt war wie die Sitzgelegenheiten um ihn herum.

Den größten Teil des Inhalts ließ sie im Rucksack. Wichtig war die Kamera oder vielmehr die Bilder, die sie im Laufe der letzten Stunden geschossen hatte.

Bevor sie an die Arbeit ging, zog sie die Vorhänge zu. Dämmriges Licht breitete sich aus, aber sie fand sich auch so zurecht. Der Fernseher stand in einem Einbauregal. Sie stöpselte die Kamera mit dem TV-Apparat zusammen und ließ sich am Tisch nieder. Mittels einer Fernbedienung ließ sie den Film laufen.

Sie würde den Ton später unterlegen, im Moment waren die Bilder wichtiger, die wie stumme Zeugen einer dicht hinter ihr liegenden Vergangenheit abliefen.

Der Himmel, das weite Meer, mit dem sie ihren Bericht beginnen wollte. Wellen, die hart gegen die Klippen schlugen und riesige Schaumtücher in die Höhe steigen ließen. Dann der Strand und das Land dahinter. Die beobachtende Frau war mit ihrer Arbeit sehr

zufrieden. Bei der entsprechenden Musik würden diese Bilder wunderbar rüberkommen und die Zuschauer erfreuen.

Gleichzeitig sah sie ein, dass sie zu viel Landschaft aufgenommen hatte. Sie ließ den Film schneller laufen, denndie wichtigen Dinge hatte sie in der zweiten Hälfte des Films aufgenommen.

Obwohl das Licht schlecht gewesen war, hatte sie versucht, auch innerhalb der Höhle zu filmen. Ohne einen Helfer war es natürlich schlecht gewesen. Sie hatte die Fundstelle gefilmt, danach einen Schnitt gemacht und dann die Gebeine aufgenommen, die noch in der Höhle lagen und sich recht gut von der dunklen Oberfläche abhoben.

Ein Schauer rann über ihren Körper, als sie das Bild sah. Die Höhle wirkte auf dem Schirm viel unheimlicher, als sie sie in Erinnerung hatte. Doch, die Kamera hatte etwas von der Atmosphäre eingefangen. Sicherlich würde mancher Zuschauer ebenso gespannt vor dem Bildschirm sitzen wie sie jetzt hier in ihrem Wohnwagen. Ein Lächeln huschte über Swenjas Lippen. Das war eine perfekte Arbeit, die sie geleistet hatte.

Der Knochenfund war für sie faszinierend gewesen, und sie hatte die Kamera dementsprechend lange auf die Gebeine gehalten. Das Bild blieb, so sollte es auch sein, und sie schaute immer und immer wieder hin. Sie stoppte es sogar.

Es war eine Reaktion gewesen, die sie sich nicht erklären konnte.

Sie war einfach ihrem Gefühl gefolgt, aber plötzlich entdeckte sie den wahren Grund.

Da war etwas.

Und da war etwas anders geworden.

Das Bild blieb, doch über den Gebeinen musste es sich verändert haben. Bisher waren die Aufnahmen gestochen scharf gewesen, nun nicht mehr, denn über den Gebeinen schwebte eine Wolke.

Sie zwinkerte mit den Augen, dachtean eine Täuschung, stand auf, ging näher an den Apparat heran und stellte fest, dass sie keinem Irrtum erlegen war.

Der Schleier blieb.

Weshalb ihr Herz plötzlich so stark klopfte, wusste sie selbst nicht genau. Es konnte an diesem seltsamen Schleier über den bleichen Gebeinen liegen. Dunst musste von der Erde aufgestiegen und sich gesammelt haben.

Weich und blass, leicht wolkig, aber trotz allem nicht so amorph, wie sie eigentlich gedacht hatte. Diese Wolke hatte schon eine Form und Kontur, sie war fast so gezeichnet wie ein Gesicht.

Nein, Gesichter…

Der Schauer auf ihrem Körper verdichtete sich. Die Furcht steigerte sich zur Angst. Kälte kroch durch ihren Leib. Sie erfasste sogar die Füße, als würden die Zehen absterben.

Laut holte sie Luft, atmete nur durch die Nase, und auf ihrem Gesicht bildeten sich rote, hektische Flecken. Sie hatte etwas Grauenvolles und Unheimliches auf diesen Film gebannt. Möglicherweise etwas, das es gar nicht geben durfte. Von allen Seiten waren die Kräfte da, die ihren Magen zusammenpressten.

Es fiel ihr schwer, normal zu atmen. Sie musste aufstehen und ihre Beine strecken. Einige Schritte ging sie innerhalb des Wagens und versuchte dabei, sich zu beruhigen. Sie hämmerte sich selbst ein, wie wichtig es war, jetzt die Nerven zu bewahren, und sie merkte, wie sich ihr Atem allmählich wieder normalisierte und sie zu sich selbst zurückfand, sodass sie sich wieder auf die unheimliche Wolke konzentrieren konnte, die dort schwebte.

Sie schaute genau hin.

Eine Farbe suchte sie vergeblich. Das war auch kein Nebel, der über den Gebeinen lag, sondern etwas Dünnes mit einem zittrigen und trotzdem eingefrorenem Umriss.

Ein Gesicht? Mehrere Gesichter?

Wenn das stimmte, dann stellte sich die Frage, wer diese Gesichter oder Gestalten waren?

Geister?

Der Gedanke durchzuckte sie. Gleichzeitig verwarf sie ihn wieder, denn Geister ließen sich nicht mit einer Kamera einfangen. Oder doch? Gab es nicht Menschen, die Geister jagten, die elektronische Fallen in alten Schlössern oder Gemäuern aufbauten, um sie endlich auf einen Film bannen zu können, damit der Beweis für ihre Existenz angetreten werden konnte?

Sie hatte davon gehört und auch einige Berichte gelesen, aber darüber gelacht.

Das tat sie jetzt nicht mehr. Das Lachen war ihr buchstäblich im Halse stecken geblieben. Hier hatte sie den Beweis für etwas Unheimliches und Unerklärliches, und sie fragte sich, ob ihr das jemand überhaupt glauben würde.

Mit unsicheren Schritten ging sie zu ihrem Platz zurück und ließ den Film weiterlaufen.

Sekunden noch blieb das Bild, dann erfolgte der langsame Schwenk mit der Kamera, der durch die Höhle glitt und sich auf den Ausgang einpendelte, dem sie entgegenging.

Der Rest des Films war für sie uninteressant geworden. Zwar schaute sie noch einmal auf die Gebeine, als sie in der Mulde lagen, dort aber entdeckte sie keinen Schleier über den Knochen. Er war nur einmal zu sehen gewesen, und zwar in der düsteren Höhle.

Im Wagen befand sich ein Kühlschrank. Swenja holte eine Flasche Bitter Lemon hervor, öffnete sie und trankeinige Schlucke. Die Trockenheit in ihrer Kehle verschwand, sie zog die Nase hoch, wischte

über ihre Stirn und verließ den Wagen. Vor der Tür blieb sie stehen.

Sie brauchte die frische Luft einfach und musste den Wind spüren, der durch ihr Gesicht strich, weil das Realität war.

Die Geister nicht – oder…?

»Verdammt« flüsterte sie. »Verdammt noch mal, ich bin hier völlig von der Rolle.«

Das war ihr noch nie passiert. Sie hatte die Härte und die Konkurrenz in diesem Gewerbe kennen gelernt, aber ein Fall wie dieser war für sie völlig neu.

Sie atmete schnaufend aus und ging wieder zurück in ihren Wohnwagen. Dort setzte sie sich an den Tisch. Ihre Augen waren ins Leere gerichtet, die Gedanken gingen auf Wanderschaft, sie wollte einfach nicht mehr an die schlimmen Dinge erinnert werden, sondern sich rückbesinnen auf das, was sie in dieser Kneipe erlebt hatte.

Dort war sie gewarnt worden.

Gelacht hatte sie darüber zwar nie, nun aber hatte die Warnung des Leuchtturmwärters ein ganz anderes Gewicht erhalten. Sicherlich hatte er nicht so unrecht gehabt. Es gab da Dinge, die unerklärbar und unheimlich waren. Und die Menschen hier in Coverack schienen mehr darüber zu wissen. Vielleicht waren sie daran sogar beteiligt. Jedenfalls hatte sich ihre Neugierde bezahlt gemacht. Sie hatte etwas entdeckt, das das Licht des Tages scheute.

»Nein«, flüsterte sie plötzlich. »Ichwerde nicht aufgeben. Das ist ein Fall so heiß wie Feuer. Und ich werde herausfinden, wie die Dinge sich zusammensetzen.«

Aber Swenja war eine Person, die nie etwas ohne eine gewisse Rückendeckung tat. Auch jetzt handelte sie entsprechend. Sie nahm den Rekorder und sprach mit druckreifen Worten einen Bericht, der ihre Erlebnisse beschrieb.

Sollte ihr je etwas passieren, würde sie der Nachwelt ein Erbe hinterlassen…

***

»Ist das nicht alles zu vage, John?«

Mein Chef, Sir James, hatte die Frage nicht grundlos gestellt, denn ich hing ähnlichen Gedanken nach. Aber mein Gefühl sagte mir, dass ich auf eine heiße Spur gestoßen war, und das erklärte ich dem Superintendent auch.

Er hörte mir zu und meinte dann: »Sie sind also davon überzeugt, dass es die Gebeine gibt?«

»Das denke ich.«

»Und weiter?«

»Was meinen Sie?«

»Glauben Sie tatsächlich, dass es die Gebeine eines Templers sind?«

»Keine Ahnung.«
»Aber Sie hatten einen Informanten, der Sie zu diesem Bucca schickte?«
»Schon.«
»Fragen Sie ihn.«
»Er hat sich nicht mehr gemeldet.«
»Wer war er?«
»Sir, ich sitze hier vor Ihnen, ohne etwas sehr Konkretes in den Händen zu halten. Mein Informant hat seinen Namen nicht preisgegeben. Er sprach allerdings mit einem ausländischen Akzent, der leicht französisch klang oderauch deutsch. Es ging alles zu schnell, er sprach zu hastig, und wahrscheinlich hat er seine Stimme verstellt, aus Gründen, die mir nicht bekannt sind.«
»Sie haben den Faden aufgegriffen und sind zu Bucca gegangen.«
»Das ist richtig.« Ich setzte mich bequemer hin und streckte dabei meine Beine aus. »Bucca war nicht sehr freundlich zu mir, wie ich Ihnen berichtete, er aber gab mir den Tipp mit Coverack.«
»Dem Kaff in Cornwall.«
Ich nickte lächelnd.
»Wie ich Sie kenne, John, wollen Sie dorthin und nach den Templer-Knochen suchen.«
»Das hatte ich eigentlich vor.«
Sir James verzog die Mundwinkel und verdrehte die Augen. »Du meine Güte«, sagte er, »das ist alles sehr diffus, John. Ich für meinen Teil glaube nicht, dass Sie etwas erreichen werden. Es ist außerdem kein Vergnügen, um diese Jahreszeit nach Cornwall zu reisen. Nicht, dass ich Sie unbedingt davon abhalten möchte, aber was wird es bringen, wenn sie tatsächlich ein paar alte Gebeine finden, die längst ausgebleicht sind?«
»Im Prinzip gebe ich Ihnen Recht, Sir.«
»Aber trotzdem wollen Sie fahren?«
»Ja.«
Mein Chef lächelte. »Ich kenne Ihren Dickkopf. Ich kenne auch Ihre Gefühle und weiß ebenfalls, dass sie selten daneben gegriffen haben.«
»Dann geben Sie Ihr Okay?«
»Meinetwegen fahren Sie, aber lassen Sie Suko hier.«
»Warum?«
»Aus praktischen Gründen. Eskönnte ja sein, dass sich der Informant noch einmal meldet.«
»Das stimmt.«
»Haben Sie Suko eingeweiht?«
»Sicher.«
»Dann ist alles klar.«
Ich atmete auf, denn ich hatte stark mit einer Ablehnung meines

Vorschlags gerechnet, aber Sir James kannte mich inzwischen, und er lächelte, als er mir die Hand drückte. »Geben Sie Acht, wenn Sie die Knochen finden.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht. Sagen wir mal so, auch ich habe manchmal gewisse Eingebungen.«

»Danke, Sir.«

Mit einer besseren Laune verließ ich das Büro und fand Glenda im Vorzimmer, wo sie in alten Akten wühlte. Sie murmelte etwas vor sich hin, das sie wohl selbst nicht verstand, und erschrak, als ich mich räusperte.

»Himmel«, sagte sie, aus ihrer gebückten Haltung hochfahrend.

»Musst du mich so erschrecken?«

»Habe ich das?«

»Ja.«

»Das wollte ich nicht.«

Sie pustete eine Haarsträhne hoch und zupfte den schwarzen Pulli glatt. »Und? Wie ist es gelaufen?«

»Ich fahre.«

»Ach. Nach Cornwall?«

»So ist es.«

»Was ist mit Suko?«

»Der soll hier die Stellung halten, falls der Informant noch einmal anruft.«

»Immer ich«, beschwerte sich mein Freund und Kollege, der aus unserem Büro trat und die letzten Worte gehört hatte. »Was habe ich euch nur getan?«

»Nichts.«

»Das merke ich.«

»Im Ernst, Suko. Es ist wichtig, falls dieser Mann noch einmal hier anruft.«

Suko schaute zu Boden und hatte die Stirn in Falten gelegt. »Gehe ich recht in der Annahme, dass du nicht einmal seinen Namen kennst?«

»Ja.«

»Ich will mich nicht in deine Dinge einmischen, aber fühlst du dich nicht ein bisschen veralbert?«

»Das wäre so gewesen, wenn ich nicht die Reaktion eines gewissen Phil Bucca erlebt hätte.«

»Stimmt. Was hältst du denn davon, wenn ich ihn mal besuche? Der Informant hat dir doch den Tipp mit Bucca gegeben.«

»Nicht schlecht.«

»Wobei ich mich weder als dein Kollege noch als dein Freund zu erkennen gebe.«

»Das versteht sich.«

Er hob die Schultern. »Okay, dann möchte ich noch wissen, wann du fahren willst.«

»Noch heute.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Ist das nicht zu spät. Das schaffst du doch nie.«

»Will ich auch nicht in einem Tag. Ich werde irgendwo übernachten, dann bin ich morgen Mittag in Coverack.«

»Zieh dich nur warm an. Herbststürme in Cornwall sind nicht zu verachten.«

»Das kannst du laut sagen.«

Suko war nicht begeistert, ich sah es ihm an. Er protestierte zwar nicht, aber die Sorgenfalten auf seiner Stirnverstärkten sich. »Knochen«, murmelte er.

»Was ist mit ihnen?«

»Sie sind eigentlich harmlos.«

»Das meine ich auch.«

Er tippte mich an. »Glaubst du denn, dass hinter diesen alten Gebeinen etwas steckt, das mit den Templern zu tun hat?«

Ich lächelte kantig. »Du kannst mich für verrückt halten, aber das glaube ich tatsächlich. Und deshalb werde ich der Sache nachgehen. Seit ich den Knochensessel erlebt habe, bin ich vorsichtig geworden, was diese Dinge angeht.«

»Dann wünsche ich dir viel Glück.«

Ich hob einen Daumen. »Wir hören wieder voneinander.«

***

Die Zeit war wie im Flug vergangen, und Swenja Hart hatte kaum bemerkt, dass sich die Dämmerung angeschlichen hatte wie ein Tier.

Sie war in ihre Arbeit vertieft gewesen, denn dieser Bericht war doch länger geworden, als sie vermutet hatte. Sie würde ihn später abtippen lassen und dann kürzen müssen, aber nicht hier, sondern in der Redaktion des Senders. Das war kein Problem.

Sie verspürte einen gewissen Hunger. Die Luft war nicht gut im Wagen. Deshalb verließ sie ihn und schloss die Tür nicht hinter sich.

Durch die Öffnung konnte die frische Luft wehen und für einen Austausch sorgen.

Sie schaute über das flache Land und zum Himmel, der wesentlich dunkler geworden war und ein anderes Muster aus Wolken angenommen hatte. Sie waren nicht mehr so kompakt, sondern lang gezogen wie flache Schleier. Sie glichen Vorhängen, die von gewaltigen Händen über den Himmel gezogen wurden, um das Tageslicht endlich zu ersticken.

Schatten fielen über die Erde. Im Westen war der Himmel noch heller. Dort lag noch ein matter Glanz über dem Meer und

verwandelte die Wogen in ein silbernes Gespinst.

Den Blick in die Natur kannte sie. So toll er auch sein mochte, er interessierte sie im Moment nicht. Sie umrundete den Wagen und blieb am Heck stehen.

Von dort aus schaute sie zum Ort Coverack hinüber, sah die Häuser mit den flachen Dächern, und die Steinwälle, die als Mauern um die Gebäude und Grundstücke herumliefen, und sie suchte vergeblich nach irgendwelchen Menschen.

Niemand wollte zu ihr. Der Wagen stand einsam, er wurde gemieden, und selbst der Hund war verschwunden. Nur der Wind stattete ihr einen Besuch ab und umwehte das Gefährt, als wollte er es irgendwann davontreiben.

Sie wusste nicht, auf was sie wartete, aber sie hatte das Gefühl, bald Besuch zu erhalten. Dieser Scott Mullion war ein Mensch, dem sie nicht traute. Er würde sie sicherlich beobachten, selbst vom Leuchtturm aus konnte er durch ein gutes Glas das Wohnmobil dicht heranholen, und als Swenja daran dachte, da fröstelte sie. Sie musste einige Schritte zur Seite gehen, um den Leuchtturm ins Blickfeld zu bekommen. An diesem Abend sah er verändert aus.

Das mochte an der Dunkelheit liegen, die sich über das Land gelegt hatte. Als grauschwarzer Arm reckte er sich dem Himmel entgegen, als wollte er in die flachen Wolken ein Loch stechen.

Hinter den Scheiben des runden Beobachtungsraums leuchtete kein Licht. Das Innere lag in der grauen Schwärze, es war keine Bewegung zu erkennen, aber das brauchte nichts zu bedeuten. Er konnte auch im Dunkeln besetzt sein.

Angeblich war er nicht mehr in Betrieb, denn einige Meilen südwestlich stand ein neuer Leuchtturm. Dort war Lizzard Point, eine ebenso gottverlassene Gegend wie Coverack, doch der Turm war an dieser Stelle wirkungsvoller.

Trotz allem mochte sie den alten Turm nicht, und immer wieder rann ein Schauer über ihren Rücken, als sie hinschaute. Er passte sich der Dämmerung an, verschwand aber nicht, sondern zeichnete sich weiterhin als Schatten ab.

Swenja Hart fand, dass sie sich genug vor dem Wagen aufgehalten hatte. Ihr war kalt geworden, der Wind fand seinen Weg durch die Maschen des Pullovers, und so zog sie es vor, wieder in das Wohnmobil zu gehen. Nichts hatte sich verändert, auch der Hunger nicht.

Sie beschloss, etwas zu sich zu nehmen.

Sie hätte auch in Coverack essen können, aber das wollte sie nicht.

So gab sie sich mit dem zufrieden, was in den Dosen war, die sie mitgenommen hatte.

Die Tür schloss sie von innen ab und lächelte nicht einmal über

dieses Sicherheitsbedürfnis. Es war in den letzten Stunden eben alles anders geworden. Irgendwie fühlte sie sich bedroht, als würde jemand im Hintergrund lauern, der nur darauf wartete, zuschlagen zu können. Die Gardinen waren zugezogen, und das blieb auch so.

Swenja wollte nicht, dass jemand sich von außen her an den Wagen heranschlich und sie beobachtete.

Swenja Hart ging in die Knie und öffnete die Schiebetür eines Schranks. Dort bewahrte sie ihre Mahlzeiten auf. Das waren Dosensuppen, aber auch Fertiggerichte, und sie entschied sich für eines dieser Fertigmenüs. Reisfleisch mit Tomatensoße, zwar nicht das Optimale, aber besser als gar nichts.

Den Inhalt der Dose kippte sie in einen Topf, den sie auf dem Feuer eines Propangasherdes erwärmte. Gedankenverloren rührte sie die Mahlzeit mit einem Löffel um, damit sie nicht anbrannte, aber ihre Gedanken bewegten sich in andere Richtungen.

Zum ersten Mal fürchtete sich Swenja Hart vor der kommenden Nacht. Sie hatte längst beschlossen, dass sie, wenn sie sich zur Ruhe legte, nicht ausziehen würde, sondern in Pullover und Hose bleiben wollte. Nicht, dass sie mit direkten Störungen in der Nacht rechnete, aber man konnte nicht wissen.

Aus dem Topf wanderte das Fertiggericht auf einen Teller. Sie aß den Brei mit einem Löffel, trank hin und wieder einen Schluck Mineralwasser und aß eigentlich mit wenig Appetit. Der Hunger trieb es einfach in sie hinein.

Swenja löffelte den Teller nicht ganz leer. Sie reinigte ihn, den Topf ebenfalls und ging dabei sparsam mit dem Wasser um.

Danach schaute sie auf die Uhr und runzelte die Stirn, da der Abend erst begonnen hatte. Er würde lang werden und die sich daran anschließende Nacht ebenfalls.

Sie würde sie allein verbringen, undtrotzdem würde ein unsichtbarer Begleiter bei ihr sein.

Es war die Angst.

Noch nicht so stark, aber je mehr Zeit verstrich, je länger sie allein war, umso stärker würde die sich in ihr ausbreiten. Dieser Scott Mullion hatte sie gedrängt, am nächsten Tag zu verschwinden.

Möglicherweise hatte er sogar Recht damit gehabt, es wäre für sie besser gewesen, aber diese eine Nacht wollte sie noch durchhalten und es ihnen beweisen.

Am anderen Morgen, wenn es hell war, sah die Welt sowieso ganz anders aus. Da konnte sie immer noch überlegen, wie sie weiterhin vorging. Lange hatte sie nicht mehr geraucht, doch nun brauchte sie eine Zigarette. Das Päckchen war noch nicht angebrochen. Sie zupfte den ersten Glimmstängel hervor und steckte ihn zwischen die Lippen. Zuvor hatte sie eine Flasche Rotwein geöffnet und ein Wasserglas

gefüllt. Sie trank in langsamen Schlucken und spürte die wohlige Wärme des Weins. Einsam saß Swenja am Tisch, hing ihren Gedanken nach, runzelte hin und wieder die Stirn und dachte über ihre nahe Zukunft nach, die so verschwommen lag, denn sie wusste nicht, was am nächsten Tag passieren würde.

Langsam strömte der Rauch aus ihren Nasenlöchern und breitete sich vor der Tischplatte aus. Immer wieder musste sie an die Gebeine denken und natürlich auch an den Film, den sie gedreht hatte. Da waren über den Knochen die seltsam farblosen Wolken geschwebt, als wären die Seelen der Toten zurückgekehrt, die einmal zu diesen Gebeinen gehört hatten.

Sie schüttelte sich, als ein erneuter Schauer über ihren Rücken floss. Still war es nicht. Gegen Abend hatte der Wind zugenommen und rüttelte am Wagen. Sie hörte ihn, und sie vernahm auch die fremden Geräusche, die er hinterließ.

Da klagte und jammerte er, da fuhr er durch die weiter entfernt stehenden Bäume, um dort die letzten Blätter abzureißen. Die Tür schloss nicht ganz dicht. Hin und wieder spürte sie einen kalten Luftzug durch das Innere streichen, wenn es der Wind geschafft hatte, durch eine Lücke zu fahren.

An die Geräusche konnte man sich gewöhnen, aber nicht an das plötzliche Kratzen an der Fahrertür.

Sofort saß die Frau starr.

Hatte sie sich geirrt, oder hatte da tatsächlich jemand an der Tür gekratzt?

Noch war nichts zu hören, kein zweites Kratzen erklang. Sie war gerade dabei, sich zu erheben, als das Geräusch erneut erklang.

Diesmal sogar lauter, verbunden mit einem dumpfen Ton, als hätte sich jemand gegen die Tür geworfen.

In ihrem Hals setzte sich ein Kloß fest, als Swenja sich abstützte und langsam aufstand. Sie schaute gegen eines der Fenster. Die Scheibe konnte sie nicht sehen, weil sie durch einen Vorhang verdeckt war, aber das Kratzen an der Fahrertür blieb.

Mit möglichst lautlosen Schritten umrundete sie den Tisch und ging geduckt nach vorn auf die Fahrertür zu. Hinter dem Sitz fand sie genügend Platz. Sie streckte sich und schaute aus dem Fenster.

Der Sichtwinkel war schlecht. Ihr Blick verlor sich in der Dunkelheit des Abends, aber sie konnte den Schatten sehen, der sich aus dem toten Winkel löste.

Es war der Hund vom Nachmittag, der gekratzt hatte. Er musste die Nähedes Menschen spüren, denn sie hörte sein fast bittendes Jaulen. Sie lächelte, denn sie mochte Hunde, und sie dachte daran, dass er möglicherweise Hunger hatte.

Das Reisfleisch hatte Swenja sowieso nicht geschmeckt. Daher holte

sie eine neue Dose hervor, öffnete sie und häufte das Zeug auf einen flachen Teller. »Das wird dir schmecken«, murmelte sie vor sich hin. Wahrscheinlich war der Hund ein armer Kerl, den niemand haben wollte. Nach einer wertvollen Rasse sah er jedenfalls nicht aus. Er wirkte mehr wie ein Bastard.

Angst hatte sie vor Hunden nicht, denn im Elternhaus war sie mit den Tieren aufgewachsen.

In der rechten Hand hielt sie den Teller, mit der linken öffnete sie die Tür.

Sofort fegte ihr der Wind ins Gesicht. Er brachte den kalten Geruch des Meeres mit und biss in die Haut. Aus einem Reflex heraus schloss sie die Augen, und als sie diese wieder öffnete, stand der Hund hechelnd vor ihr. Er hatte sein Fressen bereits gewittert, traute sich aber nicht, danach zu schnappen.

Swenja Hart stieg die eine Trittstufe hinab bückte sich und stellte den Teller auf den Boden.

Sofort war das Tier da. Es stürzte sich auf das Fressen, was darauf schließen ließ, wie ausgehungert es war. Swenja freute sich darüber, sie ging zurück in ihr Fahrzeug, holte eine zweite Dose aus dem Schrank und öffnete sie. Diesen Inhalt würde das Tier sicherlich auch noch schaffen.

Die Journalistin hatte sich nicht getäuscht. Eine Viertelstunde später war auch der zweite Teller leer. Der Hund blieb vor ihr stehen, schaute sie aus seinen treuen Augen an, als wollte ersich für die Mahlzeit bedanken, und hatte auch nichts dagegen, dass er von einer fremden Hand gestreichelt wurde.

Swenja wollte ihn nicht mit in den Wagen nehmen, obwohl ihr ein Aufpasser gut zu Gesicht gestanden hätte. Sie hoffte darauf, dass der Hund in der Nähe des Wagens blieb und sich vielleicht meldete, wenn sich jemand näherte.

Damit rechnete Swenja, denn sie traute den Typen aus dem Ort nicht über den Weg.

Nachdem sie die Tür von ihnen verschlossen hatte, stellte sie den Teller in die Spüle und schaltete die Glotze ein. Sie wollte sich durch das Programm etwas ablenken lassen, entdeckte auf einem Kanal einen Spielfilm, der ihr gefiel, weil es eine Komödie war, aber ihre Gedanken waren nicht so bei der Sache, als dass sie sich auf den Streifen hätte konzentrieren können.

Immer öfter dachte sie an die Vergangenheit und auch an die Zukunft, die sicherlich für sie nicht so rosig aussah, wie sie es sich gewünscht hätte.

In Coverack und auch in der Umgebung dieses einsamen Ortes stimmte einiges nicht. Hier war etwas geschehen, das die Menschen bewusst verdrängt hatten. Es musste mit dem Untergang des Schiffes

zu tun haben, das dicht vor der Küste auf Grund gelaufen war und von den Klippen regelrecht zerrissen worden war.

Nur darum ging es.

Eigentlich konnte niemand überlebt haben, aber um das Schiff selbst rankte sich ein Geheimnis. Man hatte von Schätzen gesprochen, die es geladen hatte, und auch davon, dass der Kapitän oder ein anderer es bewusst auf Grund gesetzt oder gegen die Klippen gesteuert hatte.

Was daran stimmte und was nicht, das hatte die Journalistin erfahren wollen. Sie selbst bezeichnete sich als Dokumentarin. Sie hatte ihr Handwerk auf der Filmschule gelernt, sie wollte die Welt so zeigen, wie sie war, aber auch nicht an ihren kleinen und großen Geheimnissen vorbeigehen. Ihrer Ansicht nach stieß sie da genau in eine Marktlücke hinein, denn sie hatte sich zunächst vorgenommen, den Geheimnissen ihres Heimatlandes auf den Grund zu gehen und nicht denen, die irgendwo in der weiten Welt verstreut lagen. Darum wollte sie sich später kümmern, wenn sie einen Namen hatte.

Swenja Hart hatte kaum bemerkt, dass sich der Film dem Ende näherte. Erst als der Abspann lief, tauchte sie aus ihrem Gedankenkessel wieder auf und sah in das lächelnde Gesicht der Ansagerin.

Die Uhr zeigte zwei Stunden vor Mitternacht.

Sie holte tief Atem und schaltete die Flimmerkiste aus. Kein Bild mehr, auch kein Ton, da musste die Stille einfach auffallen, die sich ausgebreitet hatte.

Sie stand auf und reckte sich. Dann ging sie ans Fenster, wo sie den Vorhang so weit zur Seite schieben konnte, um nach draußen zu schauen. Warum, so fragte sie sich, war sie so nervös? Warum zitterten ihre Finger und auch der rechte Arm?

Ein Grund war für Swenja nicht vorhanden, es sei denn, sie fürchtete sich vor der Dunkelheit, die vor dem Wagen lauerte.

Nur in der Ferne, wo das Meer auf- und abwogte, war es heller.

Da gab es dieses blasse Schimmern, das unter den Wolken lag, die das Licht der Sterne verbargen.

Den Leuchtturm konnte sie nicht mehr sehen. Er gab kein Licht ab, denn seit langem schon war er tot.

Der Vergleich gefiel ihr gar nicht. Überhaupt wollte sie mit dem Tod nichts zu tun haben.

Sie zog sich wieder zurück und merkte zum ersten Mal, dass ihr die Müdigkeit in die Knochen kroch. Das war genau die Zeit, um sich hinzulegen.

So wie sie war, legte sich Swenja im hinteren Teil des Wohnmobils auf das Bett. Sie deckte sich nicht zu, sondern lag auf der bunten Decke.

An die Windgeräusche hatte sich Swenja gewöhnt, sodass diese schon

wie eine einschläfernde Musik waren, und so war es nur eine Frage der Zeit, dass ihr die Augen zufielen, und sie urplötzlich wegsackte und einnickte.

Sie schlief.

Tief und fest, aber nicht traumlos, denn das Unterbewusstsein stieg in ihr hoch und gaukelte ihr wirre Bilder vor, in denen die Landschaft hier an der Küste eine Rolle spielte, aber auch die Menschen von Coverack. Zuerst sah sie diese normal, sie saßen dicht gedrängt in der Kneipe, als Swenja das Gasthaus betrat.

Doch so blieben die Gäste nicht. Kaum hatte die Fremde die Gaststube betreten, da drehten sich ihr die Gesichter zu, die nach der Bewegung für Sekunden erstarrten und sich dann verwandelten.

Die normale helle Haut nahm einendunklen Überzug an. Die aschige Farbe intensivierte sich, und wurde zu einer kohlrabenschwarzen Masse, die von keiner Kraft mehr über den Knochen gehalten wurde. Als schwarzes, verdorbenes Fleisch fiel sie in dicken Klumpen und zuerst noch an Fäden hängend von den Gesichtern herab und landete mit leisen und klatschenden Geräuschen am Boden.

Innerhalb kürzester Zeit waren die Gestalten zu Skeletten geworden, deren Gebeine ebenso schimmerten wie die Knochen, die Swenja in der Höhle gefunden hatte.

Sie stand da mit offenem Mund, aber ein Schrei wollte nicht über ihre Lippen dringen. Sie spürte nur die Furcht als einen heißen Strom in die Höhe schnellen, bis dieser Strom sie aus der Tiefe hervorriss und sie erwachte.

Den leisen Schrei hatte sie dabei selbst ausgestoßen. Sofort richtete Swenja sich auf und stellte fest, dass sie sehr stark geschwitzt hatte.

Sie blieb im Bett hocken und war zu einer regelrechten Säule erstarrt. Der Traum wollte ihr nicht aus dem Kopf, immer wieder dachte sie über ihn nach, die Bilder kehrten intervallweise in ihr Erinnerungsvermögen zurück, und noch jetzt zitterte sie, wenn sie an den Inhalt dachte. Es dauerte etwas, bis sie sich wieder zurechtfand.

Die Luft war ihr zu warm geworden. Sie lag wie eine Bleidecke auf ihr, und der Wind jaulte noch immer um den Wagen herum, was mit leisen, schauerlichen Geräuschen verbunden war.

Es hat keinen Sinn, wenn ich hier im Bett bleibe, dachte Swenja und schwang ihre Beine herum. Sie stand auf, aber sie musste sich sofort wieder setzen, weil sie von einem Schwindelgefühl erfasst wurde. In ihrem Kopf entstand eine Blutleere. Tief durchatmen und sich zusammenreißen, das war jetzt die Devise.

Nach einer Weile stand sie erneut auf und war froh, dass es nun besser klappte. Sie ging dorthin, wo sich die Spüle befand, drehte das Wasser auf und spritzte sich zwei, drei Ladungen ins Gesicht. Es tat ihr gut, sie wurde erfrischt, und allmählich kehrte das alte, sichere Gefühl

zurück, obgleich sie den Albtraum nicht aus ihrem Gedächtnis verscheuchen konnte. Immer wieder kehrte er zurück, erfüllte ihren Kopf und ließ sie abermals schaudern.

Die Luft im Wagen war kaum mehr zu atmen. Sie musste sie durch andere, frische ersetzen, wollte die Fahrertür öffnen und hatte die Hand schon auf dem Griff liegen, als sie das schreckliche Heulen hörte.

Das war kein Traum!

Dieser Laut drang ihr durch Mark und Bein. So schaurig, so furchtbar anzuhören, ein Winseln, Klagen und Schreien zugleich, wie es ein Mensch eigentlich nicht von sich geben konnte.

Wenn es kein Mensch gewesen war, dann gab es nur eine Möglichkeit. Das musste ein Tier sein.

Sofort dachte sie an den Hund und zögerte noch immer, weil sie darauf lauerte, dass sich der Schrei wiederholte.

Noch tat sich nichts.

Eine halbe Minute verging. Dann endlich fand die Frau den Mut, etwas zu unternehmen. Sie holte ihre Stablampe und ging zur Tür.

Spaltweise zog sie sie auf. Der Wind peitschte gegen ihr Gesicht, er biss in die Augen. Sie hebelte die Tür weiter auf, dass sich der Wind verteilen konnte, schaute in die Nacht hinein und stellte fest, dass sie nichts sah.

Aber sie wusste genau, aus welcher Richtung dieser unheimliche Laut aufgeklungen war. Das tote Tier konnte nicht weit vom Wagen entfernt liegen.

Sie blieb auf der Stufe stehen. Um die Lampe einzuschalten, musste sie den inneren Schweinehund überwinden. Durch die Nase holte sie Luft, ihre rechte Hand vibrierte, was sich auch auf den breiten Strahl übertrug, der eine helle Bahn in die Finsternis zeichnete.

Er traf den Boden. Herbstliches Gras wurde mit einem silbrigen Glanz übergossen, als er weiterwanderte und nach rechts geschwenkt wurde, wo einige Sträucher wuchsen, die kaum höher als bis zu den Knien reichten.

Sie brauchte erst nicht bis dorthin zu leuchten, denn das tote Tier lag davor.

Und es war haargenau der Hund, den sie gefüttert hatte. Auch aus der Distanz sah sie, dass er nicht mehr lebte. Er war gestorben, und man hatte ihn verdammt qualvoll und widerlich vom Leben in den Tod befördert. Sein Körper war von irgendwelchen harten und spitzen Gegenständen zerrissen und lag inmitten einer großen Blutlache.

Swenja Hart schluckte. Das Würgen in der Kehle wollte nicht weichen. Dann löschte sie hastig das Licht und zog sich ebenso hastig zurück. Sie rammte die Tür zu, schloss ab und presste ihre Stirn gegen die Innenverkleidung. Sekundenlang konnte sie die Beherrschung noch

bewahren, dann brach es aus ihr hervor, und es waren nicht nur Worte, die aus ihrem Mund drangen. Aus den Augen schossen zugleich Tränen.

»Die Schweine!« keuchte sie. »Diese verdammten Schweine. Sie haben – siehaben auf nichts…« Der Magen wühlte sich hoch, sie konnte nicht anders und musste sich übergeben.

Im letzten Augenblick gelangte sie bis an die Spüle, wo sie sich erbrach.

***

Viel besser ging es der jungen Frau auch nach einer halben Stunde nicht. Sie hatte sich nicht getraut, den Wagen noch einmal zu verlassen und den toten Hund anzuleuchten. Wie eine Statue hatte sie auf dem Bett gesessen, die Hände zusammengelegt und zu Boden gestarrt. Dass die Tötung des Hundes eine Warnung an sie gewesen war, stand fest. Sie konnte sich auch vorstellen, dass sie an der Reihe sein würde, wenn sie nicht tat, was man von ihr verlangte.

Wegfahren!

Vor einigen Stunden hatte sie noch gelacht, nun dachte sie anders darüber. Sie wollte kein Held sein, nicht in dieser Nacht, vielleicht später, dann aber würde sie nicht mehr allein sein, sondern mit einem Kollegen zurückkehren.

Diese Nacht war für sie der blanke Horrortrip. Die Angst beherrschte und lähmte sie. Swenja fühlte sich nicht einmal dazu in der Lage, sich an das Steuer zu setzen und wegzufahren. Sie würde verunglücken und in irgendeinem Graben landen.

Also doch bleiben?

Es war noch nicht einmal Mitternacht. Sieben Stunden bis zum Hellwerden. Sieben verfluchte lange Stunden, bei denen sich jede Minute dehntewie ein in die Länge gezogener Kaugummi.

Wieder stand sie auf. Diesmal mit einer heftigen und entschlossen wirkenden Bewegung. Sie blieb vor dem Fenster stehen und zerrte den Vorhang zur Seite.

Es war nichts zu sehen, aber zu hören. Dumpfe Geräusche, als würden Tritte auf den Boden klopfen.

Ihr Herzschlag beschleunigte sich. Swenja presste das Gesicht gegen die Scheibe, in der Hoffnung, mehr entdecken zu können, aber die Nacht blieb finster.

Wer immer dort draußen war, er bewegte sich im Schutz der Nacht. Er sah sie nicht.

Sie spürte den Ruck!

Im ersten Augenblick wusste sie nicht, was es war. Aber sie hatte das Gefühl gehabt, als wäre sie in die Tiefe gesackt, doch nicht sie hatte sich bewegt, sondern der Wagen.

Aber da war kein Loch an der Stelle, an der sie geparkt hatte. Das hätte sie zuvor gesehen, und gegraben hatte sicherlich niemand in der Nacht. Die Bewegung musste eine andere Ursache gehabt haben, und nach genauerem Nachdenken wusste sie auch, was es gewesen war. Die Reifen.

Sie standen nicht mehr so hoch. Jemand musste an ihnen manipuliert haben. Durchstochen?

Swenja Hart trat vom Fenster weg. Sofort stellte sie fest, dass der Wagen eine schiefe Ebene bildete, er lief nach hinten schräg weg.

Also hatte man die hinteren Reifen zerstört.

Da waren Gestalten in der Nacht. Menschen, die ihren Wagen belauerten und um ihn herumstrichen.

Ihr wurde kalt.

Nicht wegen der Temperatur. Es wardie Kälte, die von innen kam und allmählich in ihr hochstieg. Sie hatte dafür auch einen anderen Namen.

Angst!

***

Noch jemand war in dieser Nacht unterwegs. Ein Mann, der einen Rover fuhr und eigentlich schon längst hatte irgendwo einkehren wollen, um zu übernachten. Aber dieser Mensch hatte nicht mit den Tücken des Verkehrs gerechnet.

Stau!

Zweimal war ich hineingeraten, und beide Male hatte ich ungünstig zwischen zwei Abfahrten gestanden. So etwas nervt, da werden auch gelassene Menschen sauer. Ich war nur froh, keinen direkten Termin zu haben, bei dem es auf Zeit ankam.

Vor Southhampton verließ ich die Autobahn und fuhr über Land in Richtung Exeter, das östlich von Dartmoor liegt. In dieser Gegend wollte ich mir ein Quartier für die Nacht suchen, denn die Dämmerung war schon längst hereingebrochen.

Etwas Scheu hatte ich vor den Nebelfeldern gehabt, da allerdings konnte ich aufatmen. Sie waren nicht vorhanden, selbst über dem Gebiet von Dartmoor schwebte kaum Dunst.

Gasthöfe gab es genug. Die meisten gefielen mir nicht. Deshalb fuhr ich in eine kleine Stadt. An deren Rand fand ich ein altes Hotel, das allerdings neu war und nur auf den ersten Blick hin so alt aussah. Man hatte die Fassade erhalten, von innen renoviert, und hinter den großen Scheiben im Erdgeschoss leuchtete warmes Licht.

Auf dem Parkplatz ließ ich den Rover stehen, getankt hatte ich zuvorschon. Ich packte die Reisetasche, ging auf den Eingang zu und betrat das Hotel noch nicht. Neben einem Baum blieb ich stehen.

Über mich verteilte sich das Astwerk wie lange braune Arme. Der

Wind hatte fast alle Blätter entfernt.

Ob ich mir nun etwas einbildete oder nicht, das stand nicht fest.

Aber die ganze Zeit über hatte ich das Gefühl gehabt, von jemandem verfolgt zu werden.

Ein Schatten, mehr nicht. Ob in einem Auto oder anders in meiner Nähe, ich wusste es nicht, aber das Gefühl war geblieben, ohne dass ich den Verfolger hätte entdecken können, und auch jetzt sah ich ihn nicht, da ich aus meiner Deckung den Weg zurückschaute. Niemand tauchte im Licht der beiden Lampen auf, die an der Einfahrt standen. Nur dünne Dunstschwaden durchzogen träge den Schein.

Wer sollte mich bis hierher verfolgt haben? Ich verstand es deshalb nicht, weil ich mir einfach niemanden vorstellen konnte, der Interesse daran haben könnte.

Oder war es der geheimnisvolle Informant, der mich auf die Spur des Trödlers Bucca gebracht hatte? Das wäre möglich gewesen, schien mir allerdings zu fantastisch.

Ich wartete noch rund eine Minute, ohne den Verfolger zu entdecken. Achselzuckend verließ ich den Platz am Baum und ging auf den Eingang zu.

Die Halle war gut besetzt. Ich hatte auch den gefüllten Parkplatz gesehen. Irgendeine Firma hielt hier eine Tagung ab. Die Arbeit war erledigt, es ging ans Vergnügen, denn die Drinks flossen schon in mittelschweren Mengen.

An der Rezeption empfing man mich freundlich, und, o Wunder, ich erhieltnoch ein Zimmer. Zwar ein Doppelzimmer, aber das war mir egal. Ich trug mich ein, nahm die Reisetasche und fuhr mit dem Lift in die erste Etage hoch.

Der Raum war nicht groß, aber gemütlich, und ich warf mich zunächst aufs Bett. Ich musste die Beine einfach mal ausstrecken, die Autofahrt steckte mir noch in den Knochen.

Eigentlich hatte ich nicht vor, einzuschlafen. Die Augen fielen mir wie von selbst zu, und plötzlich tauchte ich einfach weg. Tief und traumlos, als hätte ich einen harten Arbeitstag hinter mir.

Ebenso schnell war ich wieder wach, nur war die Zeit da bereits zwei Stunden weiter gewandert, und ich ärgerte mich über mich selbst. Ich hoffte, dass ich unten im Restaurant noch eine Kleinigkeit zu essen bekam, denn der Hunger meldete sich.

Ich wusch mir kurz das Gesicht und war einigermaßen erfrischt, als ich wieder eine Etage tiefer fuhr. Das Restaurant war noch gut besetzt, aber die Gäste hatten schon gegessen. Sie hockten zusammen und klatschten über ihre Firma oder über die Kollegen, die gerade nicht dabei waren. Ich fand am Fenster einen freien Tisch und erkundigte mich bei der Bedienung, was es noch gab.

»Nur Kleinigkeiten aus der kalten Küche«, sagte das junge farbige

Mädchen mit der unwahrscheinlich schlanken Figur.
»Gibt es denn davon eine Karte?«
»Sicher, Sir, ich bringe sie Ihnen.«
Da ich Durst verspürte, bestellte ich ein Bier und schaute mir dann die Kartean. Auf einen Wurstsalat konnte ich gut verzichten, aber das Roastbeef interessierte mich schon. Ich bestellte es und bat um sehr dünne Scheiben.
»Geht in Ordnung, Sir.«
Das Bier schmeckte gut, ich fühlte mich zudem fit, hatte einen Fensterplatz und schaute nach draußen gegen das dunstige Licht der Gartenleuchten.
Wieder dachte ich an den Verfolger, den es wohl gar nicht gab, ausgenommen in meiner Einbildung. Manchmal hatte ich den Eindruck gehabt, als hätte er sogar in meinem Wagen gesessen und gegen die Haut in meinem Nacken geblasen.
Ich schüttelte darüber den Kopf und dachte daran, dass ich in ein Alter kam, wo ich mir selbst etwas einbildete. Wer sollte mir schon auf der Spur sein? Der Informant hätte sich melden können, wie er es schon einmal getan hatte.
Über ihn dachte ich trotzdem nach und fragte mich, welches Interesse er daran hatte, dass ich die Gebeine fand, um die sich letztendlich alles drehte.
Vorstellen konnte ich es mir nicht, aber in Coverack würde ich hoffentlich eine Antwort finden. Gern fuhr ich nicht in die letzte Ecke von Cornwall. Da war wirklich die Welt zu Ende. Man musste schon ein besonderer Fan sein, um sich dort wohl zu fühlen.
Ich fühlte mich wohl, als mein Essen gebracht wurde. Das Fleisch sah sehr gut aus, war in der Mitte rosa gebraten und an den Rändern dunkler. Dazu wurde eine helle Soße serviert und drei Scheiben Landbrot. Ich bestellte noch ein zweites Glas Bier und ließ mir das Essen schmecken. Hin und wieder warf ich einen Blick aus dem Fenster und zuckte jedes Mal zusammen, wenn sich draußen der Dunst bewegte und beinahe so aussah wie eine menschliche Gestalt.
Ein kalter Hauch fuhr über mein Gesicht.
Automatisch ließ ich mein Besteck sinken und schaute zur Tür hin, ob sie offen stand.
Sie war geschlossen, ebenso wie die Fenster. Es konnte demnach kein Durchzug herrschen. Dennoch hatte mich dieser Hauch erwischt, als wollte mich jemand begrüßen.
Ich setzte mich kerzengerade hin – und spürte ihn abermals.
Gleichzeitig erlebte ich eine kurze, aber deutlich spürbare Reaktion meines Kreuzes, denn für einen Moment erwärmte sich das Metall.
Wirklich nur sehr kurz, dann war alles wieder normal.
Jetzt wusste ich, dass etwas im Busch war. Diese Warnung hatte es

mir gezeigt. Ich blieb dennoch sitzen, wartete ab, aber es tat sich nichts mehr.

Ich aß weiter. Es waren nur noch drei Scheiben Fleisch, die ich zu mir nahm. Mit einem großen Schluck Bier spülte ich alles hinunter.

Danach gönnte ich mir eine Zigarette und nickte der Bedienung zu, die sich erkundigte, ob es mir geschmeckt hatte. »Sehr gut sogar.«

»Danke, Sir.«

Ich wollte mich eigentlich entspannen, das war leider nicht mehr möglich, da ich immer wieder an den seltsamen Vorfall denken musste.

Warum hatte ich diesen Hauch gespürt? Wer war hinter mir her?

Ein Geist? Ein feinstoffliches Etwas, oder war es doch nur alles Spinnerei, Einbildung?

Ich konnte keine konkrete Antwort darauf geben. Zudem hatte ich während der Fahrt das Gefühl gehabt, nichtmehr allein zu sein. Jemand war in der Nähe gewesen.

Darüber wollte ich mir nicht weiter den Kopf zerbrechen, das brachte nichts. Sicherlich würde sich die andere Macht zu gegebener Zeit schon zeigen.

Alt wollte ich hier unten nicht werden. Es war wichtig, Schlaf zu bekommen, und so legte ich ein Trinkgeld auf den Tisch, bevor ich mich erhob und der Kellnerin erklärte, dass die Zeche auf die Zimmerrechnung geschrieben werden sollte.

Diesmal ging ich über die Treppe hoch, und an Stille war nicht mehr zu denken, denn die Kollegen der Firma hatten ihren großen Spaß auf den Zimmern.

Ich drehte den Schlüssel im Schloss, drückte die Tür auf und betrat gähnend den Raum. Noch einen Blick warf ich nach draußen. Das Fenster hatte ich geöffnet. Die frische Luft tat mir gut, aber viel war in der Dunkelheit nicht zu sehen. Sie lag wie schwarze Watte über dem Land, und auch das Funkeln der Sterne vermisste ich. Von einem Verfolger war nichts zu entdecken. Abermals stellte ich mir die Frage, ob ich mir nicht alles eingebildet hatte.

Man würde sehen.

Ich schloss das Fenster nicht, sondern stellte es auf Kippe. Es tat gut, bei frischer Luft zu schlafen.

Das Bett war wunderbar weich und kuschelig. Man wusste, was man den Gästen schuldig war. Zu einem guten Landhaus-Hotel gehörte eben das nötige Interieur.

Ich sackte wieder weg. Diesmal allerdings schließlich nicht so tief und fest. Irgendetwas störte mich. Ich konnte es nicht nachvollziehen, aber diese Störung drang auch in mein Unterbewusstsein, wobei ich nicht einmal träumte.

War das echt?

Rauschen in der Ferne und doch so nah. Die schreienden Stimmen, die Angst, die in diesen Stimmen mitschwang, das Klatschen der Wellen gegen einen harten Gegenstand.

Ein helles und trotzdem dumpfes Knattern, als würde Stoff durch irgendeinen Windzug bewegt, und immer wieder das Rauschen, dessen Ton nie gleich blieb, mal anschwoll und dann wieder abflachte.

Ich selbst befand mich in einem seltsamen Zustand. Ich schlief nicht, ich war auch nicht wach. Ich befand mich in einer Art schwebendem Zustand, ähnlich wie in einer schaukelnden Hängematte.

Ich erlebte die Dinge mit, die nicht real waren, aber an meine Ohren gespült wurden. Es gab sie, aber sie waren für mich trotzdem nicht existent.

Etwas störte.

Die Zeit?

Ich wusste nicht, wie ich sie einordnen musste. In der Realität hätte ich nicht dieses Meeresrauschen hören können, auch nicht das Brüllen des Sturms, das Krachen der Wellen gegen hohe Felsen und das harte Splittern der Masten und Planken.

Die Schreie vervielfältigten sich. Wasser strömte mir entgegen. Es wischte über mein Gesicht hinweg, und ich hatte das Gefühl, die Tropfen schmecken zu können. Es war natürlich Unsinn, aber die Realität des Traums erschreckte mich schon.

Oder war es kein Traum?

Wieder hörte ich die Schreie der Männer. Zwischen dem Donnern der Wellen und dem Splittern der Planken gingen sie beinahe unter, ebenso wie das Knattern des Tuchs.

Der Sturm wütete. Er ließ das Meer kochen. Er zerfetzte die Segel.

Er zerriss alles, was in seine Nähe geriet. Er spielte mit Mensch und Material, er zerstörte alles, und mir war mittlerweile klar geworden, dass ich im Traum oder in einem halb wachen Zustand einen Schiffsuntergang erlebte.

Dann verstummten die Schreie. Nur mehr das Toben der Wellen war zu hören. Sie donnerten mit einer ungeheuren Wucht gegen die Felsen.

Die Geräusche ebbten ab, und damit veränderte sich auch mein Zustand. Ich fühlte mich nicht mehr zwischen irgendwelchen Welten schwebend, sondern wieder auf dem Boden der Tatsachen.

Das heißt, in meinem Bett. Diesmal allerdings schweißgebadet und sogar ziemlich erschöpft. Etwas außer Kontrolle geraten, richtete ich mich auf.

Mein erster Blick galt dem Fenster, nachdem ich das Licht der kleinen Lampe eingeschaltet hatte. Da hatte sich nichts verändert. Es stand noch immer auf der Kippe, der Wind konnte hinwehen, und er bewegte die Gardine.

Kein Rauschen, keine Stimme, auch nicht das Donnern der Wellen oder das Krachen und Splittern der Planken. Die Stille der Nacht hielt mich umfangen.

Ich stand auf, weil ich mich noch einmal überzeugen wollte. Etwas frierend hielt ich mich vor dem jetzt weit geöffneten Fenster auf, ohne jedoch etwas entdecken zu können. Es bewegte sich auch keine Gestalt durch das fahle Licht einer entfernt im Garten stehenden Lampe, alles war einfach still.

Ich zog mich wieder zurück und schloss das Fenster. Sehr nachdenklich nahm ich auf dem Bett Platz, die Stirn in Falten gelegt und grübelnd. Jemand hatte mir eine Warnung zukommen lassen. Jemand hatte mir ein Bild geschickt, das längst in der Vergangenheit verblasst war, aber plötzlich wieder auftauchte, weil es irgendwie damit zu tun hatte.

Alles durchzog noch sehr deutlich meine Erinnerung. Ich hatte das Gefühl, gemalte Bilder zu sehen, wobei sich das eine an das andere reihte und letztendlich wieder zu einem Film der Erinnerung wurde. Nein, ich hatte nichts gesehen, nur etwas gehört, doch nun, wo ich leicht frierend am offenen Fenster stand, da fiel es mir wieder ein. Da stellte ich mir die kochende See vor, ein wogendes Meer, mächtige Wellen, die gegen die Bordwand eines Seglers schlugen und das Schiff gegen die Klippen warfen, wo es zerbrach.

Menschen wurden in die See gespült. Menschen, die keine Chance hatten, sich zu retten, die ertranken, die dem Meeresgrund entgegensanken, dort verwesten und als Skelette zurückblieben.

Genau das war es.

Da hatte ich den Bezug zu den Gebeinen gefunden. Es ging um Knochen, um gebleichte Reste einer Schiffsbesatzung, und ich würde nach Coverack fahren müssen, um mehr herauszufinden. Je weiter ich mich diesem Ort näherte, umso intensiver wurde der Kontakt.

Ich zog mich vom Fenster zurück und legte mich aufs Bett. Minuten später war ich eingeschlafen.

Diesmal traumlos.

***

Diese Nacht würde für Swenja Hart zu einem regelrechten Horrortrip werden, davon ging sie aus. Da stieg die Angst hoch, sie zog ihren Körper von innen zusammen, und sie sorgte für den Schauer auf ihrer Haut. Was würde noch alles geschehen?

Zuerst hatte jemand den Hund getötet. Dann waren die hinteren Reifen des Fahrzeugs zerstochen worden. Also musste es jemanden oder mehrere geben, die wie Diebe durch die Nacht schlichen und keine Skrupel hatten, Verbrechen zu begehen.

Aber wer, zum Henker?

Natürlich fiel ihr zuerst der Leuchtturmwächter ein. Er war ihr Feind im Ort. Er hatte sie nicht gewollt, er hatte ihr geraten, zu verschwinden. Jetzt war ihr die Chance genommen worden. Mit zerstochenen Reifen konnte sie nicht fahren, sie würde zwangsläufig bleiben müssen, und das mussten auch die Feinde einsehen.

Sie fühlte sich schlecht. Die Furcht hatte ein Magendrücken verursacht. Immer wieder stellte sie sich im Dunkeln hinter das Fenster und schaute in die Nacht hinein.

Keine Bewegung, kein Schatten huschte in der Nähe des abgestellten Wagens vorbei.

Im Dunkeln stieg sie ins Fahrerhaus und setzte sich auf den Beifahrersitz. Durch die breite Scheibe konnte sie tief in die Dunkelheit hineinblicken und entdeckte in der Ferne den helleren Fleck der See, die sich in einem weichen Rhythmus auf und ab bewegte.

Verbarg sie ein Geheimnis? Mussteman es ihr anlasten, was hier geschehen war?

Aber was war passiert? Sie konnte sich nichts vorstellen. Sie war hier, um einen Dokumentarfilm zu drehen. Der Zufall hatte Swenja auf die Höhle stoßen lassen, wo die bleichen Gebeine lagen, die auf einmal so interessant geworden waren.

Knochen…

Sie schluckte und lächelte zugleich. Es war kein echtes Lächeln, sie fröstelte sogar, denn sie hatte diesen Dunst nicht vergessen, der sich über den Knochen gebildet hatte.

Irgendetwas musste er zu bedeuten haben. Nur konnte sie sich keinen Reim darauf machen.

Und wer hatte den Hund getötet?

Wer hatte die Reifen zerstört?

Die Fragen blieben, nur war sie nicht in der Lage, Antworten zu geben.

Wieder starrte sie hinaus in die Dunkelheit. Sie drängte sich um den Wagen zusammen. Manchmal fuhr der Wind wie lange Peitschenschnüre heran und prallte gegen das Gefährt. Er trieb Blätter und kleinere Zweige vor sich her, schleuderte sie hoch, ließ sie wieder zu Boden fällen und trieb sie weiter.

In dieser dunklen Nacht konnte jeder den Wagen umschleichen, ohne dass es Swenja gemerkt hätte.

Sie hatte sich auf dem Sitz gekauert. Die Furcht war natürlich geblieben. Deshalb fror sie auch. Mehr als einmal zog sie die Schultern hoch, und sie konnte das leichte Zittern der Lippen nicht unterdrücken.

Vielleicht ist es doch besser, wenn ich mich draußen umschaue, dachte Swenja. Hier zu sitzen macht mich nur verrückt.

Sie wollte Gewissheit haben. Dieses Herumhängen war nichts für sie. Da nahm die Angst nur noch mehr zu, da machte sie sich nur selbst verrückt, wenn sie auf jedes Geräusch achtete und es womöglich falsch interpretierte.

Sie stand auf und zog ihre dicke Jacke an. Die Lampe nahm sie mit, denn nur durch die Dunkelheit stolpern wollte sie auch nicht.

Swenja hatte sich vorgenommen, sich vom Wagen zu entfernen.

Nach Coverack hinein wollte sie nicht gehen, sie reizte plötzlich das Meer, das wie ein starker Magnet auf sie wirkte.

Draußen empfing sie der Wind. Er schlug ihr hart entgegen. Der Stoff der Jacke knatterte. Dieses Geräusch übertönte alle anderen Laute. Nachdem Swenja die Tür zugedrückt hatte, schaltete sie die Lampe ein und ließ den Strahl wandern.

Er traf den toten Hund, huschte sofort weiter und stach in die Leere der Nacht hinein. Dem Ort wandte die einsame Spaziergängerin den Rücken zu, sie bewegte sich dorthin, wo das Land zu Ende war, die Felsen steil abfielen und wuchtige Wellen gegen die Klippen schlugen. In der Nacht war das Brausen lauter als am Tag. Das Meer schickte seine Botschaft, und auf dem Wasser sah sie den hellen Schaum tanzen, als hätte er dort Perlenketten gebildet.

Sie leuchtete vor sich her, und das dürre, schon winterliche Gras wurde vom Wind gekämmt. Knittriges Laub umwirbelte ihre Füße, der Wind hinterließ jammernde Töne in ihren Ohren, und die große Einsamkeit schluckte sie.

Obwohl das Dorf in der Nähe lag, fühlte sie sich völlig verloren, vor allem dann, als sie die schmale Straße überquert hatte, um direkt an die Steilküste zu gelangen.

An der Stelle gab es keinen Weg, der sich durch die Klippen wand.

Wer hier von unten in die Höhe klettern wollte, der musste schon ein gewiefter Bergsteiger sein.

Bisher war der Lampenstrahl in der Leere der Nacht versickert.

Das änderte sich urplötzlich und so schnell, dass Swenja stehen blieb und erschrak.

Da war ein Ziel!

Schwarz, noch schwärzer als die Nacht. Sie erkannte im Moment nichts, sie stand nur da und fror innerlich ein. Dieses Ziel bewegte sich, und sie hörte die seltsamen Geräusche, als würden bestimmte Materialien gegeneinander schaben.

Es vergingen einige Sekunden, bis sich die Frau gefangen hatte und aus ihrer Starre erwachte. Sie bewegte den rechten Arm, und der weiße Strahl wanderte an diesem seltsamen Ziel in die Höhe, wobei die Schwärze urplötzlich verschwand und einem bleichen, runden Gegenstand Platz schuf.

Einem Kopf. Nein, es war kein Kopf, es war ein blanker Schädel, ein

verfluchter Totenkopf!

Und der Gegenstand, der wie aus dem Nichts gefallen vor ihr stand, war ein in einen schwarzen Umhang eingehülltes Gerippe!

***

Swenja Hart verstand die Welt nicht mehr. Sie glaubte, in ihrem eigenen Albtraum gefangen zu sein, musste jedochzugeben, dass es kein Traum war, den sie erlebte.

Das Skelett war echt!

Ihre rechte Hand zitterte, und der Lichtkegel tanzte über den hässlichen Schädel hinweg. Er drang hinein in die leeren, sehr großen Augenhöhlen, wo er ein leichtes grünliches Leuchten hinterließ.

Auch das Gebein selbst schimmerte in diesem Farbton, als wäre es von einer dünnen, moosigen Schicht überzogen worden.

Denken konnte Swenja nicht. Sie stand einfach nur da, leuchtete die Gestalt an und hatte immer mehr das Gefühl, in Todesgefahr zu schweben. Die unheimliche Gestalt tat ihr nichts, aber sie hatte sich bewegt, denn Swenja erinnerte sich an die Geräusche.

Die Hand mit der Lampe sank langsam tiefer. Der Kegel erfasste den tiefschwarzen Umhang und näherte sich allmählich dem Erdboden, wo sich die skelettierten Füße deutlich von der dunkleren Fläche abzeichneten.

Swenja fröstelte.

Plötzlich wusste sie, wer den Hund auf so grausame Art und Weise getötet hatte. Und wer Tiere umbrachte, der machte bestimmt nicht vor den Menschen halt.

Sie musste etwas tun, sie konnte nicht weiter vorgehen. Sie musste zurück.

Die Frau nahm kaum bewusst wahr, dass sie ihre Beine bewegte.

Sie ging rückwärts, sie hoffte, nicht über ein Hindernis zu stolpern.

Noch größere Furcht hatte sie davor, dem Skelett den Rücken zuzudrehen.

Der Knochenmann bewegte sich nicht. Der Lichtkegel huschte noch einmal über seine Gestalt hinweg, verlor sich schließlich in der Dunkelheit, und Swenja schaffte es endlich, sich umzudrehen und normal auf ihren Wagen zuzulaufen.

Keuchend erreichte sie das Ziel. Sie rutschte kurz zuvor aus und prallte gegen die Tür. Die Lampe fiel ihr aus der Hand. Swenja bückte sich, hob sie auf, leuchtete zurück, schwenkte sie auch, aber der tanzende Strahl erfasste den Verfolger nicht.

Wie sie in den Wagen gekommen war, wusste sie nicht mehr. Sie stolperte nur auf das schmale Bett zu, ließ sich bäuchlings darauf fallen und vergrub den Kopf in ihrem Kissen. Sie blieb so liegen, zitternd, noch immer mit dieser kalten und zugleich heißen Angst

gefüllt. Sie konnte sich gut vorstellen, dass der Knochenmann bei ihrem Wagen auftauchte, um sie zu holen.

Das passierte nicht.

Swenja überwand allmählich ihren Schock, richtete sich auf und stellte fest, dass sie noch immer die dicke Jacke trug.

Sie war hier drinnen viel zu warm, deshalb hängte sie das Kleidungsstück an seinen Platz zurück.

Der andere Tag war schon angebrochen, aber die Nacht noch längst nicht beendet. Sie wäre jetzt gefahren, wenn sie gekonnt hätte. Eine Flucht zu Fuß traute sich Swenja nicht zu, also blieb ihr nichts anderes übrig, als zu bleiben.

Sie sehnte die Helligkeit herbei, sie wollte wach bleiben, bis das Grau der Morgendämmerung heraufzog, doch das schaffte sie nicht.

Irgendwann fielen ihr die Augen zu. Halb liegend und halb sitzend schlief sie ein, nicht mehrvon schrecklichen Träumen verfolgt, dafür aber von der Wirklichkeit aufgeschreckt, als sie dumpfe Schläge hörte, die von außen die Wand des Wohnmobils erschütterten.

Hellwach wurde sie nicht. In einem halb wachen Zustand lauschte sie den Geräuschen, die irgendwann aufhörten. Sie fühlte sich wie benebelt und warf auch keinen Blick mehr durch die Frontscheibe des Fahrerhauses. Dann nämlich hätte sie die Gestalt mit dem Totenschädel gesehen, die den Wagen umschlich…

***

Der andere Morgen.

Ich hatte sehr gut gefrühstückt, auch relativ gut geschlafen, die Rechnung bezahlt und mich schon ziemlich früh wieder auf die Reise begeben, denn Coverack wartete.

Das Gefühl, von einer anderen Macht verfolgt zu werden, stellte sich bei mir nicht mehr ein. Ich beschäftigte mich auch gedanklich nicht mehr mit diesem Phänomen, ich hatte es zur Kenntnis genommen und irgendwie abgehakt.

Dann schluckte mich die Einsamkeit des Landes Cornwall. Eine Landschaft zum Entspannen, zum Träumen, mit unendlich weiten Flächen, mit Wäldern und Mooren, Seen und Bergen, wenigen Orten, kleinen Flüssen, zahlreichen Bächen und verwunschen wirkenden, alten Schlossruinen, die Jahrhunderte überdauert hatten.

In diesem Land wurden Märchen wahr, wenn jemand genügend Fantasie hatte und sich den Reigen der Könige, Prinzen und schönen Frauen vorstellen konnte.

Es war nicht dicht besiedelt. Die Städte und Orte waren nicht sehr groß.

Sie sahen so aus, als hätten sie sich der Landschaft angepasst.

Der Ort Coverack lag wirklich am A… der Welt. Genau dort, wo

Cornwall endete und sich als Halbinsel in die raue See hineinschob.
Sie sah aus wie ein breiter Knochen, der dem rauen Meer trotzte.
Eine mächtige Steilküste baute sich auf, und der Suchende fand an zahlreichen Stellen die Ruinen mächtiger Burgen, die das Land und das Meer bewacht hatten.
Die Küste konnte Geschichten erzählen. Hier hatte die See die Schiffe mit ihren Besatzungen gefressen und sie nie mehr vom Grund des Meeres hochgespült.
Coverack erreichte ich um die Mittagszeit. Es gab nur eine Straße, die ich nehmen konnte, und auf dieser hohen Ebene wirkte der Ort wie für mich hingestellt.
Flache Häuser, die sich gegen den ewigen Wind zu ducken schienen. Ein Kirchturm überragte, und ich hörte sogar den Klang einer Glocke in den Wagen schallen.
Plötzlich erlahmte mein Interesse für Coverack, denn ich hatte links der Straße das Wohnmobil gesehen, das dort parkte, als wäre es vergessen worden.
Das war es aber nicht, denn um den Wagen herum bewegte sich eine Frau in gebückter Haltung, die sich anscheinend sehr für die Reifen interessierte.
Ich war mit dem Tempo heruntergegangen, behielt die Frau im Blick, die einige Male die Schultern hob und dabei wütend mit dem rechten Fuß auftrat.
Sie hatte Probleme, das lag auf der Hand. Die Zeit, mich um sie zu kümmern, hatte ich immer, deshalb lenkteich den Wagen von der Straße ab und rollte auf das Wohnmobil zu.
Die Frau hatte den Rover schon entdeckt. Sie war einige Schritte vorgegangen und erwartete mich vor ihrem Wagen stehend.
Ich hielt an und stieg aus.
Der Wind blies mir ins Gesicht, als wollte er mir Geschichten erzählen. Ich lächelte, nickte und fragte die blonde Frau mit dem kurzen Haarschnitt, ob es Probleme gäbe.
»Und wie«, sagte sie.
»Welche?«
»Ich komme hier nicht weg.«
»Ist was mit den Reifen?«
»Ja.«
»Ein Plattfuß?«
Sie lachte scharf auf. »Wenn es das man wäre. Nein, man hat mir die Reifen in der Nacht zerschnitten. Schauen Sie sich die Dinger mal an. Sie werden sich wundern.«
Ich war baff. Wer zerschnitt in diesem Kaff Autoreifen? Das war selbst in London nicht normal und erst recht nicht in dieser Art. Da musste jemand mit einem scharfen Werkzeug gewütet haben, denn

von den Reifen waren wirklich nur mehr Fragmente zurückgeblieben.
Ich konnte nur dastehen und den Kopf schütteln. Meine Frage kam mir selbst etwas albern vor. »Ein Tier war es nicht – oder?«
»Nein.«
»Aber wer tut so was?« Ich hatte mich bei dieser Frage herumgedreht und schaute die Frau an.
Sie war eine erfreuliche Erscheinung. Ein Typ Sportsfrau. Um die Fünfundzwanzig war sie, das kurze Haar passte zu ihr ebenso wie die blassen Sommersprossen auf der Gesichtshaut. Siehatte helle Augen und eine kleine, etwas nach oben gerichtete Nase. Der Mund zeigte blasse, volle Lippen, und leichte Ränder unter den Augen zeigten mir an, dass sie wahrscheinlich in der vergangenen Nacht schlecht geschlafen hatte. Außerdem waren die Augen leicht gerötet.
Sie hob die Schultern.
Ich wollte die Situation etwas auflockern und streckte ihr meine Rechte entgegen. »Mein Name ist übrigens John Sinclair, und ob Sie es glauben oder nicht, ich komme aus London.«
Endlich lachte sie mal. »Wie toll, ich bin ebenfalls aus London und heiße Swenja Hart. Sie können mich aber Swenja nennen, wenn ich John sagen darf.«
»Klar, immer doch.«
Das Eis zwischen uns war gebrochen. Ich fragte mich natürlich, was diese Frau hierher getrieben hatte, wollte aber nicht mit der Tür ins Haus fallen, sondern versuchte es auf Umwegen. »Sie scheinen nicht sehr beliebt zu sein, denke ich.«
»Wieso?«
»Nun ja, zerstochene Reifen…«
»Das war kein Mensch.«
»Wie bitte?«
Ihre Mundwinkel zuckten, und sie sah aus, als wollte sie jeden Augenblick anfangen zu weinen, aber sie beherrschte sich. Vor ihrer Antwort schaute sie an mir vorbei, als könnte sie denjenigen entdecken, der das getan hatte. »Es war, da bin ich mir so gut wie sicher, ein Monster.«
»Ein Tier?«
»Nein.«
Diesmal lachte ich. »Sie machen mich neugierig, Swenja. Was ist es dann gewesen?« Ich wollte locker und lustig sein und fragte wie nebenbei: »Ein Gespenst?«
Sie wurde noch blasser. »So ähnlich, John. Wenn ich es Ihnen sage, werden Sie es mir kaum glauben.«
»Das kommt auf einen Versuch an.«
»Gut.« Sie nickte. »Es war weder ein Gespenst noch Tier oder ein normaler Mensch. Es ist ein Skelett gewesen.« Nach dieser Antwort

schlug sie die Handfläche gegen den Mund, als hätte sie schon zu viel gesagt. Ängstlich und zugleich erwartungsvoll schaute sie mich an, sie rechnete wohl mit meinem Gelächter und konnte sich dann nur wundern, wie ernst ich ihr gegenüber blieb.

»Ein Skelett also? Ein Skelett, das lebte?«

»Ja, so war es. Und dieses Skelett muss auch den Hund getötet haben. Kommen Sie mit.«

Ich folgte ihr auf die andere Seite des Wagens. Nur zwei Schritte von dem Kadaver entfernt blieb ich stehen und schaute auf das blutige Etwas vor meinen Füßen. Wer immer diesen Hund getötet hatte, er musste ihn regelrecht zerrissen haben. Jetzt wusste ich, dass ich hier in Coverack genau richtig war. Zumindest hatte mich die Spur der Gebeine schon zu einem Skelett geführt und zu einem toten Hund. Swenja stand hinter mir, und ich hörte ihren heftigen Atem. Ich drehte mich um, unsere Blicke begegneten sich, ich sah die Furcht in den hellen Augen der Frau und sagte mit leiser, beruhigend klingender Stimme: »Ich denke, wir haben uns so einiges zu erzählen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wollen Sie mir die Geschichte nicht von Beginn an erzählen?«

Staunen zeichnete ihr Gesicht. »Meine Güte, Sie – Sie glauben mir etwa?«

»Ich denke schon.«

Nervös fuhr sie durch ihr Haar. »Aber wie kommen Sie darauf, dass ich die Wahrheit erzähle?«

»Nun ja, es könnte ja sein, dass ich in etwa aus dem gleichen Grund hier bin wie Sie.«

»Das kann nicht wahr sein.«

Ich deutete auf den Wagen. »Sollen wir hineingehen? Dort ist es bestimmt gemütlicher.«

»Gut, das können wir tun.«

Sie ging vor. Auf dem kurzen Stück schüttelte sie mehrmals den Kopf. Ich schaute hinüber zum Ort und dann in die andere Richtung, wo in der Ferne die unendlich erscheinende See wogte. Mir war kalt geworden, aber nicht nur wegen des Wetters, denn hier bahnte sich etwas Gefährliches an, das sagte mir mal wieder mein Gefühl…

***

Es war zwar nicht meine Art, am Mittag schon einen Whisky zu trinken, aber Swenja brauchte ein Alibi, denn sie hatte sich ebenfalls einen Schluck gegönnt. Die Cola tranken wir aus der Dose, und ich hatte der jungen Frau zugehört, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Während ihres Berichts hatte ich mir auch ein Bild von ihr machen können. Sie war auf keinen Fall eine Spinnerin, sondern eine Person, die mit beiden Beinen im Leben stand und ihrem Job

nachging, den sie sehr ernst nahm. Durch Zufall musste sie wohl auf die Gebeine gestoßen sein, die ich suchte. Sie hatte diesen Fund dokumentiert und fragte mich, ob ich mir den Streifen anschauen wollte.

»Später vielleicht. Jetzt habe ich natürlich einige Fragen.«

»Das ist klar.«

»Was wissen Sie denn über Ihren Fund?«

»Nichts, gar nichts.« Sie umklammerte die Dose so hart, als wollte sie diese zusammendrücken. »Ich weiß wirklich nichts, das müssen sie mir, glauben, John.«

»Haben Sie denn gefragt?«

»Natürlich, aber bei den Einheimischen treffen Sie auf eine Mauer des Schweigens. Nicht nur das. Jeder will ja, dass ich von hier verschwinde. Man hat mir das Ultimatum gesetzt, das längst verstrichen ist. Wie soll ich denn fortkommen?«

»Stimmt.«

»Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Mein Lächeln sollte beruhigend auf sie wirken. »Jetzt bin ich erst mal da, und ich denke, dass wir gemeinsam mehr herausfinden können als Sie allein.«

»Wie? Wollen Sie denn bleiben?«

»Immer doch. Mich interessieren genau die Gebeine, die Sie gefunden haben, Swenja. Es wäre wirklich toll, wenn wir beide an den Strand gehen könnten, um uns die Fundstücke anzuschauen.«

»Das wollen Sie?«

»Ja.«

»Aber…«

Ich legte beide Hände auf ihre Rechte. »Wissen Sie, Swenja, es gibt Dinge, die treffen plötzlich zusammen. Man kann es als Schicksal ansehen, und ich möchte mich mal darauf festlegen. Dass wir beide uns getroffen haben, ist das reine Schicksal. Ich bin an diesem Fall ausberuflichen Gründen interessiert und…«

»Wieso beruflich?«

Mein Lächeln vertiefte sich. »Sind Sie arg enttäuscht, wenn ich Ihnen sage, dass ich Polizist bin? Ich arbeite für Scotland Yard und habe mich auf Fälle spezialisiert, die mit normalen Maßstäben nicht zu messen sind.«

Swenja schaute mich scharf und aus engen Augen an. »Moment mal«, murmelte sie, »kann es sein, dass ich schon von Ihnen gehört habe?«

»Möglich.«

»Auch gelesen«, sagte sie. »Man hat Ihnen doch so etwas wie einen Spitznamen gegeben.«

»Geisterjäger, ich weiß.«

»Klar, das ist es. Die Presse hat hin und wieder über Ihre Fälle

berichtet.«

»Wobei ich allerdings versucht habe, mich herauszuhalten. Puh.« Sie blies den Atem über den Tisch. »Jetzt bin ich aber beruhigt, das können Sie mir glauben.«

»Noch ist nichts entschieden.«

»Da haben Sie Recht«, sagte sie und legte ihre Hand auf das klopfende Herz. »Entschieden ist nichts, aber ich glaube fest daran, dass wir es schaffen können. Was hat Sie überhaupt hierher getrieben, John?«

»Es war mehr ein Verdacht.«

»Wieso?«

»Ein Informant, den ich persönlich nicht kenne, hat mich auf die Spur dieser Gebeine gebracht. Er schickte mich zu einem Trödler, der angeblich mehr darüber wissen sollte. Dieser Mann war nicht im Besitz der Knochen, er gabmir jedoch – nicht ganz freiwillig – den Tipp, nach Coverack zu fahren, um dort weiter zu forschen. Ich habe mich nach einigem Überlegen in den Wagen gesetzt und bin losgefahren. Und jetzt bin ich hier. Bitte sehr, wir können beginnen.«

Swenja Hart wirkte erleichtert. Sie strahlte mich an. »Verflixt, jetzt fühle ich mich wohler.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Und ich glaube auch«, ihr rechter Zeigefinger deutete zuckend auf mich, »dass wir es schaffen werden, das Skelett zu stoppen.«

Nach dieser Bemerkung wurde sie blass. »Nur frage ich mich, wie ich das verstehen soll? Ein Skelett, das lebt?« Sie schlug sich gegen die Stirn. »Das passt nicht in mein Weltbild. Ich habe den ganzen Vormittag nur darüber nachdenken müssen, ohne eine Lösung zu finden. Es will mir einfach nicht in den Kopf. Das entbehrt doch jeglicher Logik.«

»Normalerweise schon«, gab ich ihr Recht. »Aber auch die Dinge jenseits der Grenzen unseres Verstandes haben eine in sich geschlossene Logik. Man muss sich eben vom starren Denken befreien und…« ich beendete den Satz nicht, weil ich etwas gehört hatte.

Auch Swenja lauschte.

»Das sind Stimmen«, sagte ich.

Sie nickte und stand mit recht steifen Bewegungen auf. »Ja, Stimmen.« Sie flüsterte. »Es werden die Männer aus dem Ort sein, die mich verscheuchen wollen. An der Spitze der Leuchtturmwärter.«

Auch ich hatte mich erhoben. Zusammen mit Swenja stellte ich mich neben das Fenster.

Sie stiefelten auf den Wagen zu und wirkten wie eine Gruppe Banditen aus einem Western. Insgesamt fünf kernige Männer, deren wettergegerbte Gesichter entschlossen wirkten. Die waren darauf erpicht, ihr Versprechen in die Tat umzusetzen.

»Wer ist dieser Scott Mullion?«

»Der Typ in der Mitte. Er trägt eine dunkle Schiebermütze. Der ist so etwas wie der Anführer.« Sie schaute mich an. »Verdammt, John, was sollen wir denn jetzt tun?«

»Sie gar nichts.«

»Und Sie?«

»Ich werde ihnen einen Guten Tag wünschen«, erwiderte ich und war bereits auf dem Weg zur Tür. Ich stieg an der Beifahrerseite aus, denn aus der Richtung näherten sie sich.

Die letzten Schritte bis zum Wohnmobil brachten sie nicht mehr hinter sich, denn da stand ich plötzlich draußen. In lockerer Haltung hatte ich mich aufgebaut, nickte ihnen zu und wünschte sogar noch einen Guten Tag.

Der Gruß wurde nicht erwidert. Finstere Blicke trafen mich. Die Männer sahen aus, als wären sie bereit, alle Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Wenn es sein musste, auch mit Gewalt.

Mullion war tatsächlich der Anführer, denn er sprach mich an.

»Verstärkung?«

»Wieso?«

»Schafft sie es nicht mehr allein, von hier zu verschwinden?«

»Wer sagt, dass sie verschwinden will?«

Mullion deutete in die Runde. »Wir sagen das. Und wenn sie nicht freiwillig geht und dich gleich mitnimmt, dann werden wir euch scheuchen. Ist das klar?«

»Es war zumindest deutlich.«

»Eben.«

»Darf ich wenigstens wissen, warum wir verschwinden sollen?«

»Weil wir es hassen, wenn jemand hier herumschnüffelt.«

»Gibt es denn Geheimnisse?«

»Haut ab.«

Ich hob die Schultern und blieb freundlich. »Wenn die Gentlemen sich einmal bücken und nach den hinteren Reifen schauen würden, wäre mir etwas wohler.«

Das wollte Mullion nicht. »Wieso das denn?«

»He, Scott, der Kerl hat Recht.« Der Sprecher stand links außen in der Reihe. Er trug eine graue Jacke, die bis über die Hüften reichte, und sein Haar war rot wie frischer Backstein. »Denen hat jemand die Reifen zerschnitten.«

Ich behielt die Dorfbewohner genau im Auge und musste feststellen, dass sie in der Tat überrascht waren. So gut konnten sie nicht schauspielern, und ich ging davon aus, dass es keiner von ihnen gewesen war. Es hätte auch keinen Sinn ergeben.

»Wer war das?«

Ich hob die Schultern.

»Vielleicht die Frau selbst«, meinte der Rothaarige. »Zuzutrauen wäre es ihr.«

»Reden Sie keinen Schwachsinn«, erwiderte ich. »Nein, sie hat die Reifen nicht zerschnitten. Denken Sie mal nach. Was hätte das für einen Sinn ergeben?«

»Dass sie hier bei uns bleiben will.«

»Und sie hätte sich dann später in diesem verlassenen Kaff zwei neue Reifen für ihr Wohnmobil besorgt, wie?«

Der Rothaarige schwieg. Dafür übernahm Scott Mullion wieder das Wort. »Ihr beide könnt trotzdem verschwinden. Da steht doch dieser Rover, mitdem du gekommen bist. Setzt euch rein und haut ab. Der Blonden geben wir zehn Minuten, um zu packen, ab dann wird es nicht mehr erfreulich für euch.«

»Was haben Sie denn mit uns vor?« fragte ich. »Über die Klippen ins Meer stürzen? Uns erschießen…?«

»Wäre eine Möglichkeit.«

»Aber auch Mord. Klar, wenn es um große Dinge geht, spielt ein Menschenleben keine Rolle. Nur würden Sie die Landschaft Cornwalls mit einer Zuchthauszelle eintauschen. Ich weiß nicht, ob das Sinn der Sache ist. Am besten wäre es, wenn wir zusammenarbeiten. Dass Sie hier ein Problem haben, sieht selbst ein Einäugiger, und möglicherweise können wir Ihnen dabei helfen, das Problem zu lösen.«

Der Leuchtturmwächter lachte mich aus. »Wie willst du uns schon helfen?«

»Denken Sie doch mal nach. Ich bin nicht nur zum Spaß hier erschienen.«

Er dachte wirklich nach, denn er erkundigte sich nach dem Grund.

Meine Antwort war schlicht, aber treffend. »Es geht einzig und allein um die Gebeine.«

Mit dieser direkten Art hatten die Männer nicht gerechnet. Sie waren nicht in der Lage, etwas zu sagen. Sie schwiegen betreten, wobei vier von ihnen den Anführer anblickten, als erwarteten sie von ihm die große Rede.

Er stellte nur stotternd eine Frage. »Ahm – welche Gebeine denn?«

»Diejenigen Knochen, die Miss Hart gefunden hat. Sie wissen doch auch davon – oder?«

Er schaute zu Boden. »Nichts Genaues weiß man hier.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Wir wollen unsere Ruhe haben.«

»Haben Sie die denn?« erkundigte ich mich spöttisch.

Der Tonfall hatte ihm nicht gefallen. Mullion hob den Kopf und schaute mich jetzt an. »Was soll das nun wieder heißen? Wir hatten unsere Ruhe, bis diese – diese – Frau erschien.« Er nickte an mir

vorbei, denn Swenja war ins Freie getreten.

»Diese Frau ist mutiger als Sie alle zusammen, denn sie hat das entdeckt, vor dem Sie hier sich fürchten. Nicht wahr?«

Swenja gab die Antwort. »Sicher. Ich hatte in der Nacht Besuch von einem Skelett. Und es ist auch dafür verantwortlich, dass meine Reifen zerfetzt wurden. Ich kann euch auch einen zerfleischten Hund zeigen. Das Monster hat ihn regelrecht zerrissen. Und Ihre Furcht verstehe ich auch, ich begreife nur nicht, dass Sie nichts dagegen unternommen haben. Sie wussten doch sicherlich Bescheid. Haben Sie sich nicht getraut, das lebende Skelett zu stellen?«

Eigentlich hätten wir jetzt eine Antwort erhalten müssen, aber keiner der Männer sprach auch nur ein Wort. Sie blieben stumm, starrten auf ihre Fußspitzen, und ihre Gesichter waren ebenso grau geworden wie der Himmel über uns.

»Kein Kommentar?« rief ich ihnen entgegen.

»Das geht euch nichts an!«

»Doch, Mr. Mullion, es geht uns etwas an«, erklärte ich. »Es geht mich sogar beruflich etwas an. Hätten Sie versucht, mich anzugreifen, wäre das eine Attacke auf einen Polizeibeamten gewesen. Ich bin Scotland-Yard-Mann, das sollten Sie sich hinter die Ohren schreiben, bevor sie von hier verschwinden. Eines noch. Ich werde sicherlich Fragen haben, und Sie können sich ausrechnen, wie die lauten werden. Sie können sich jetzt schon gewisse Antworten überlegen, aber kein Blabla, sondern exakte Tatsachen. Und nun möchte ich, dass Sie gehen.«

Wütend, böse, aber auch unsicher schauten sie mich an. Scott Mullion holte tief Luft, nur traute er sich nicht, etwas zu sagen. Der schluckte seine Antwort herunter.

Dann gingen sie. Mullion hatte genickt, die anderen drehten sich um und nahmen den gleichen Weg, den sie gekommen waren. Nur schauten wir jetzt auf ihre Rücken.

Als sie außer Hörweite waren, sprach Swenja Hart. »Verdammt noch mal, das hätte ich nicht für möglich gehalten, dass Sie das schaffen. Das ist ja ein Wunder.«

»Überhaupt nicht. Sie haben eingesehen, dass es besser für sie ist, den Rückzug anzutreten. Außerdem sind diese Menschen keine Verbrecher. Sie sind normale Leute, etwas wunderlich zwar, wie die meisten hier in diesem Land, aber mit Gangstern können sie nicht verglichen werden.«

»Ja, das stimmt wohl«, murmelte Swenja. Dann hob sie die Schultern. »Ich verstehe das trotzdem nicht. Ich habe die Knochen gefunden, ich habe sie gefilmt, ich habe mir den Streifen angeschaut und diese seltsame Wolke darüber gesehen, und mir ist in der Nacht ein Skelett begegnet. Wie passt das zusammen?«

»Ich weiß es nicht.« Und lachend sprach ich weiter. »Aber wir werden die Lösung sehr bald finden.«

»Wie denn?«

»Indem Sie mich dorthin führen, wo sie die Gebeine am Strand versteckt haben.«

Swenja schaute mich aus großen Augen an. »Ja, natürlich, das ist es. Und wie geht es dann weiter…?«

»Da lassen wir uns überraschen…«

***

Zunächst wurde der Weg eine Überraschung für mich. Ich hatte darum gebeten, den kürzesten zu nehmen, und das war eine Quälerei, denn wir mussten zwar nicht klettern, aber der schmale Pfad durch die Klippen führte manchmal so steil nach unten, dass wir beide Mühe hatten, die Balance zu halten.

Zudem war der Boden feucht geworden. Ein Polster aus Gras und Moos bedeckte ihn, nur hin und wieder schauten kleine Steine hervor, die den Füßen kaum Halt gaben, weil sie so rutschig waren, dass wir uns an den Seiten abstützen mussten.

Je tiefer wir stiegen, umso intensiver hörten wir das Brausen der Brandung. Obwohl kein Sturm herrschte, wuchteten die Wellen mit einer irren Kraft gegen das Gestein. Bevor sie gebrochen wurden, schäumten sie noch über die Köpfe der aus dem Wasser ragenden Felsklippen hinweg und sahen danach aus wie rutschende Schaumberge, die erst von der steilen Wand auseinander gerissen wurden.

Ein nicht schwindelfreier Mensch hätte den Pfad nicht gehen können, denn auf das sich bewegende Wasser zu schauen, war gar nicht einfach. Mit seinen Kreiseln und Wirbeln sah es aus, als wollte es den Betrachter zu sich in die kochende Hölle hineinziehen.

Ich musste Swenja bewundern, denn sie kletterte wie eine Bergziege. Sie war trittsicherer als ich, und als ich ihr eine entsprechende Frage stellte, da musste sie lachen. »Ich bin früher mit meinen Eltern immer in die Berge gefahren. Da konnten wir dann üben, das hat sich bis heute gehalten.«

»Gratuliere.«

Den Rest des Wegs legten wir schweigend zurück. Es war nicht mehr so steil. Das kochende Wasser rückte immer näher. Es gab sogar einen kleinen Sandstrand, der einigen Familien von der Größe her als Zeltplatz ausgereicht hätte.

Der Sand dort war tief und feucht. Ich trug nur Halbschuhe, zwar mit dicken Riffelsohlen, sank aber trotzdem so weit ein, dass einige Körner in die Schuhe rutschten.

Swenja Hart kannte sich hier besser aus. Sie war vorgegangen. Der

Wind blies ihr ins Gesicht und blähte den hellroten Wetteranorak auf wie einen Ballon.

An einer bestimmten Stelle blieb sie stehen, war aber noch unsicher und schaute sich um.

»Gibt's Probleme?« fragte ich.

»Nicht direkt.«

»Aber…?«

Sie hob die Schultern und zog die Nase kraus. »Es – es – sieht alles so anders aus.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, die Mulde ist nicht mehr vorhanden, die ich gegraben habe. War vielleicht ein Fehler, denn der Wind hat zugenommen und wird sie zugeweht haben.« Sie ging dabei zur Seite, drehte sich, schaute zu Boden und lachte plötzlich auf. »Ha, hier ist es.«

Sie hatte Recht. Da war tatsächlich eine kleine Mulde zu sehen, und der Wind hatte sie noch nicht mit Sand zugedeckt. Aus blitzenden Augen schaute Swenja mich an. »Jetzt haben wir es, John. Die Lösung liegt vor unseren Füßen. Wir brauchen sie nur rauszubuddeln.« Sie bückte sich, um mit beiden Händen den Sand aufzuwühlen.

Ich half ihr dabei, aber das Gesicht der jungen Frau wurde länger und länger. Ich erlebte auch, wie sie fluchen konnte, und plötzlich sprang sie hoch.

Ich befand mich noch in der Hocke, schaute zu ihr hoch, und sie blickte nach unten. In ihren Augen stand die Enttäuschung geschrieben. »Verdammt noch mal!« fluchte sie wieder. »Das packe ich nicht. Das ist nicht möglich. Die Knochen – sie – sie sind verschwunden…«

Ich widersprach nicht.

***

Es dauerte seine Zeit, bis wir beide die Enttäuschung überwunden hatten. Aber der Weg in die Höhe erforderte unsere ganze Konzentration, und als wir schließlich schwitzend und ziemlich außer Atem nicht weit vom Wohnmobil entfernt standen, da präsentierte ich Swenja Hart meine Lösung.

»Es klingt zwar sehr theoretisch und möglicherweise auch unwahrscheinlich, aber wir sollten uns damit abfinden, dass die Gebeine nicht gestohlen worden sind, sondern aus eigener Kraft die Mulde verlassen haben.«

»Wie – wie das denn?«

»In ihnen kann eine gewisse Macht stecken, die sie wieder zu einem Körper zusammenformte. Und zwar zu dem Skelett, das Sie in der Nacht gesehen haben.«

Sprachlos schaute mich die Frau an. Ich gab ihr die nötige Zeit, die

Worte zu verdauen, und sie schluckte einige Male, wobei sie scheu zu dem Hundekadaver hinschaute. »Das wäre mir nicht einmal im Traum eingefallen, John, wirklich nicht.«

»Aber Sie haben das Skelett gesehen.«

»Schon, es lebte auch. Ich wunderte mich, nur wäre ich darauf nicht gekommen, wenn ich ehrlich sein soll. Aber man lernt eben nicht aus.«

»Ist es denn so unwahrscheinlich, wenn Sie daran denken, was Sie erlebt haben?«

»Eigentlich nicht, wenn ich genauer darüber nachdenke. Nur kann ich es mir schlecht vorstellen.«

»Das glaube ich Ihnen gern.«

»Und wo ist es jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Es wird sich versteckt haben, aber das ist für mich nicht das Problem. Ich denke eher darüber nach, wie es überhaupt zum Leben erwachen konnte.«

»Da können wir nur raten.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich bin beinahe davon überzeugt, dass uns Freund Mullion mehr darüber sagen kann.«

»Meinen Sie?«

»Ja, erinnern Sie sich daran, dass ich den Leuten gesagt habe, wir würden noch auf sie zukommen. Ich denke mal, dass der richtige Zeitpunkt da ist.«

»Scott Mullion wird nicht reden.«

»Warum nicht?«

»Er hat zu viel Angst.«

»Das könnte sein, aber die werdenwir ihm nehmen. Darauf können Sie sich verlassen. Wissen Sie, wo er wohnt?«

»Nein. Nur das zu erfahren, ist kein Problem. Jedenfalls nicht im Leuchtturm, obwohl er dort oft hockt. Ich habe mich auch von da oben beobachtet gefühlt und kann mir gut vorstellen, dass es Scott Mullion gewesen ist.«

Ich legte meinen Arm um ihre Schultern. »Es hat keinen Sinn, dass wir uns in Vermutungen ergehen, wir werden ihn einfach fragen. Und glauben Sie mir, er wird antworten…«

***

Scott Mullion wohnte am Ortsrand von Coverack in einem alten, etwas schiefen Haus mit Garten, der an der Westseite durch eine Steinmauer vor dem Wind geschützt wurde.

Der Himmel hatte sich in den letzten dreißig Minuten noch mehr bezogen, trotzdem sah es nicht nach Regen aus, denn die langen Wolkenformationen trieben sehr hoch über uns.

Unsere Stimmung hatte sich dem Wetter angeglichen, auch die Temperatur war gefallen. Meiner Schätzung nach lag sie fünf Grad über dem Gefrierpunkt.

Zur Haustür hin führte ein schmaler Weg. Zu beiden Seiten säumten ihn Steine, die allerdings nicht so hoch waren wie eine normale Mauer, und die Knöchelhöhe nicht verließen.

Die Tür hatte man dunkelgrün gestrichen. In der oberen Hälfte war die Farbe abgeblättert. Die Tür selbst bildete die Rückwand einer tiefen Nische, und nach einer Klingel oder Schelle hielten wir vergebens Ausschau.

Meine Begleiterin schüttelte sich undzog die Nase hoch. »Sieht ziemlich verlassen aus, der Bau.«

»Wissen Sie, ob Mullion verheiratet ist?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

Ich klopfte nicht, sondern hämmerte einmal mit der Faust ziemlich heftig gegen das Holz. Ein zweites Mal brauchte ich nicht zuzuschlagen, denn die Tür hatte schon beim ersten Treffer nachgegeben und schwang vor unseren Augen auf. Sie schrammte über einen dunklen Steinboden.

Wir schauten in einen größeren Raum, der mich an die Küche eines Bauernhauses erinnerte. Ein Kamin war vorhanden, eine Holzbank mit dicken Polstern. Es gab rustikale Regale, und ein großer Holzschrank stach mir ins Auge, dessen rechte Tür nicht geschlossen war. Im rechten Winkel zum Schrank stand sie offen. Was sich darin befand, konnte ich nicht sehen, weil es einfach zu dunkel war.

Wir wollten ein fremdes Haus betreten und hatten beide unsere Bedenken. Deshalb blieben wir zunächst auf der Schwelle stehen, und ich nickte Swenja zu. Wenn die Stimme einer Frau erklang, schwand das Misstrauen der Menschen ein wenig.

»Mr. Mullion?« rief sie. Wir erhielten keine Antwort, und Swenja versuchte es erneut.

Auch jetzt meldete sich niemand, deshalb versuchte ich es zum dritten Mal.

Wieder ohne Erfolg.

»Vielleicht sind sie oben?« flüsterte Swenja.

»Kann sein«, sagte ich und ging vor. Ich bewegte mich nach links auf den Schrank zu und war kaum zwei Schritte gegangen, als ich einen bestimmten Geruch wahrnahm. Ich wollte ihn ignorieren, wollte ihn einfach nicht wahrhaben, aber er ließ sich nicht wegdiskutieren. Er blieb auch weiterhin, und mir sträubten sich die Nackenhaare.

Das war Blutgeruch.

Ich hatte auch seine Quelle herausgefunden, denn der Geruch strömte aus dem Schrank mit der offenen Tür. Auf Zehenspitzen ging ich näher an ihn heran, ebenso leise folgte mir Swenja Hart, die scharf

ein- und ausatmete. Wahrscheinlich hatte sie den Geruch ebenfalls wahrgenommen, ohne zu wissen, was er bedeutete.

Ich schaute zu Boden.

Der gesamte Küchenboden war mit Steinfliesen bedeckt, und in der Nähe des Schranks fiel mir etwas auf. Ein dunkler, breiter Halbmond, der wie Sirup aus dem Schrank herausgeronnen war.

Ich schluckte und drehte mich um. Swenjas blasses Gesicht verschwamm vor meinen Augen. Ich sah, wie sie zitternd ihren Mund bewegte. Sie rang nach Atem, die dünne Haut am Hals zuckte. Während ich ihr zunickte, sprach ich sie an. »Es wäre besser, wenn Sie sich zurückziehen – wirklich.«

Die Frage stand ihr im Gesicht geschrieben, aber sie wagte es nicht, sie zu stellen.

Ich ging weiter.

Dicht neben der Blutlache blieb ich stehen. Das Licht hatten wir nicht eingeschaltet. Es war so düster, dass ich den im Schrank liegenden Körper nur mehr als einen grauschwarzen, irgendwie verdreht wirkenden Umriss erkannte.

Es war nicht Scott Mullion, es war eine Frau. Es musste seine Frau sein, und die war tot.

Ich konnte nicht anders, es war vielleicht auch verkehrt, denn ich dachte an den Hund. Was mit ihm geschehen war, hatte der Killer hier einem Menschen angetan, und er hatte nicht einen Funken von Gefühl gekannt. Die Tote sah schrecklich aus.

Durch meine Adern floss Eiswasser. Als ich die Tür langsam zudrückte, gaben die Angeln quietschende Geräusche ab. Sie hörten sich an, als würde eine Ratte in einem Tierlabor gefoltert. Ganz ließ sich die Tür nicht zudrücken, aber sie schwang wenigstens nicht wieder zurück. Ich sog scharf den Atem ein.

Swenja war zurückgewichen. Aus großen Augen starrte sie mir ins Gesicht. Die Frage brauchte sie nicht erst zu stellen, denn sie sah mein Nicken. Sie kannte die Tote nicht, aber in ihren Augen schimmerten Tränen. Sie weinte um das Opfer.

Ich drehte Swenja so herum, dass sie gegen das Fenster schauen konnte. »Er ist ein Tier, John. Er ist ein verdammtes Tier, ein Monster, er ist alles, was es an Scheußlichkeit überhaupt gibt. Ich kann es nicht begreifen, aber es ist furchtbar.« Sie schüttelte sich und schaute erst wieder hoch, als wir vor dem Haus standen und ihr der kalte Wind gegen das feuchte Gesicht wehte.

»Sie bleiben bitte hier stehen, Swenja.«

»Ja.« Sie schluckte und nickte zugleich. Dann fragte sie: »Was haben Sie denn vor, John?«

»Ich muss wissen, ob Scott noch im Haus ist.«

»Meinen Sie, dass dieses Skelett auch ihn umgebracht hat?«

»Wer kann das sagen, aber diesem Monster traue ich alles zu.«
»Passen Sie auf.«
Ich lächelte knapp. »Geht klar.«
Um es kurz zu machen, ich ließ mir etwas über eine Viertelstunde Zeit, um das Haus zu durchsuchen. In mehreren kleinen Räumen schaute ich nach, auch in den Schränken, aber von Scott Mullion entdeckte ich nicht eine Haarsträhne.
Als ich wieder zu Swenja zurückkehrte, rauchte sie eine Zigarette und starrte mit leerem Blick ins Weite. Meinem Gesicht sah sie an, dass ich keine zweite Leiche entdeckt hatte. »Dann hat er bestimmt Glück gehabt, oder?«
»Er ist nicht da.«
»Und wo kann er sein?«
Ich hob die Schultern. »Wir werden im Ort fragen. Da wird man wissen, wo er sich aufhält.«
»Bestimmt in der Kneipe. Im Coverack Inn.«
»Wir werden sehen, Swenja…«

***

Der Mann hetzte durch den grauen Tag und spürte nicht den schneidenden Wind, der in sein Gesicht biss. Seine Gedanken waren woanders, zu Hause, bei seiner toten Frau, die der Killer wie ein altes Kleidungsstück in den Schrank gestopft hatte.
Scott Mullion hatte Rosas Leiche gefunden. Er hatte geschrieen und geweint. Nachdem der Anfall der Panik verschwunden war, hatte er es im Haus nicht mehr ausgehalten und war davongerannt.
Nicht in den Ort, um Hilfe zu holen, Rosas Tod hätte dort nur zu einer Panik geführt. Er brauchte jetzt eine Stelle, wo er allein sein konnte.
Es gab diesen Ort, den er so liebte, der ihm als Versteck und Zuhause gleichzeitig diente, denn viele lange Sommernächte hatte er schon in ›seinem‹ Turm verbracht. Wie vor Jahren, als er noch für das Licht verantwortlich gewesen war, das weit hinaus auf das Meer leuchtete und den Besatzungen der Schiffe den richtigen Weg wies.
Seine Frau hatte nichts dagegen gehabt. Rosa war eine stille Person gewesen, die sich nicht gern unterhielt, sondern sich lieber unterhalten ließ. Stundenlang saß sie vor der Glotze, kannte jedes Programm, jede Serie, und die Figuren auf der Mattscheibe waren ihr vertrauter als der Ehemann.
Nie mehr würde sie davor sitzen – nie mehr!
Er schluchzte wieder, als er daran dachte. Der Wind riss den feineren Sand in die Höhe und warf ihn gegen das Gesicht und den Körper des Mannes.
Wie selten zuvor war er über die flache Ebene an den Felsen

entlanggehetzt, um sein Ziel so schnell wie möglich zu erreichen. Er drehte sich nicht einmal um, als hätte er mit dem anderen Leben abgeschlossen.

Dabei wusste er genau, dass der Killer noch existierte. Er hatte es immer gewusst, er war der einzige richtige Zeuge. Von seinem Leuchtturm aus hatte er über das Meer schauen können, und er wusste auch, was die Tiefe dort verbarg.

Schrecken und Tod…

Beide hatten Gestalt angenommen. Er kannte den Killer, er kannte das Geheimnis der Knochen, der toten und verlorenen Seelen die einfach keine Ruhe fanden. Der alte Mann hatte ihn darüber aufgeklärt, aber er hatte es damals nicht wahrhaben wollen.

Jetzt war es zu spät.

Scott Mullion geriet in den Schatten des Leuchtturms, der sich auf dem Boden abzeichnete. Seine Schritte waren kürzer geworden. Der Atem drang nur mehr keuchend über seine Lippen. Die Anstrengung machte ihm zu schaffen, und manchmal verschwammen die ansonsten festen Konturen vor seinen Augen.

Er konnte keine Pause einlegen. Die wenigen Yards schaffte er noch bis zum Eingang.

Mullion fiel gegen die massive Tür. Das Holz war längst ausgebleicht. Das Schloss existierte noch, und den Schlüssel trug er immer bei sich.

Der Mann war dermaßen erregt und zittrig, dass der Schlüssel beim ersten Versuch nicht ins Loch glitt und neben dem Schloss gegen das Holz stieß und dann abrutschte. Scott selbst fiel gegen die Tür, unternahm einen zweiten Versuch und schaffte es erst beim dritten, den Schlüssel in das Schloss einzuführen. Er drehte in zweimal, dann konnte er die Tür aufstoßen und schaute, bevor er den Turm betrat, zurück.

Leer lag das Gelände vor ihm.

Er sah keinen Verfolger, keinen Killer, kein Skelett, das ihm auf den Fersen gewesen wäre. Trotzdem fühlte sich Scott Mullion nicht befreit. Der Knochenmann war bei ihm gewesen. Er war in sein Haus eingedrungen und hatte Rosa getötet.

Warum?

Als Ersatz für ihn?

Das konnte er sich nicht vorstellen, denn dann wäre er außer jeder Gefahr gewesen. Also musste er damit rechnen, dass ihm der Knöcherne ebenfalls auf den Fersen war. Er hatte sich an Rosa gehalten, weil er nicht im Haus gewesen war.

Scott Mullion lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Diese Stütze tat ihm, dem Erschöpften, gut. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten und rutschte langsam an der Wand hinab. Seine Knie knickten ein, dann saß er plötzlich in der Hocke, die Beine

angezogen, den Mund weit offen, und holte Luft. Er wischte die Tränen aus seinen Augen und fuhr mit den Handflächen über das Gesicht. Die Haut war eiskalt. Es lag nicht nur am eisigen Wind, auch eine innere Kälte war in ihm hochgestiegen. So wie er musste sich eine Leiche fühlen, falls das überhaupt möglich war.

In seiner Umgebung hatte er sich immer wohl gefühlt. Das war auch jetzt der Fall, obwohl er es mit früheren Besuchen nicht vergleichen konnte. Nachdem der Leuchtturm stillgelegt worden war, hatte man die Generatoren demontiert und die großen Regale nahe der Tür abgebaut, aber die eiserne Wendeltreppe war geblieben.

In den neuen Türmen fuhr der Wächter mit einem Lift zu seinem luftigen Arbeitsplatz. Wenn Mullion die hinter Glas stehenden Scheinwerfer erreichen wollte, musste er zu Fuß gehen.

Viele Stufen waren es in die Höhe. Das kostete Energie, die er noch nicht aufbringen konnte.

Auch im unteren Teil gab es Fenster. Allerdings mehr Luken, die ziemlich hoch lagen, sodass Mullion sich auf die Zehenspitzen stellen musste, um hinauszuschauen.

Er blickte den Weg zurück, den er gelaufen war. Da war nichts zu sehen.

Es gab keinen Verfolger, der sich auf seine Spur gesetzt hatte, und das beruhigte ihn einigermaßen.

Scott wandte sich wieder ab und blieb vor der ersten Stufe der Treppe stehen. Den Kopf legte er in den Nacken und schaute hoch.

Der Weg, den er früher so oft gegangen war, kam ihm plötzlich fremd vor. Er überlegte, ob er verschwinden und sich im Ort verstecken sollte. Doch das hätte keinen Sinn gehabt, denn das Skelett hätte ihn immer und überall gefunden. So gut konnte er sich nicht verstecken.

Also ging er hoch.

Nicht so locker wie früher. Hier stieg ein Mann die Stufen hinauf, der um Jahre gealtert war. Das Gesicht gerötet und zerfurcht, die Lippen zitternd. Immer wieder leckte er den Speichel aus den Mundwinkeln. Er legte unterwegs Pausen ein, umklammerte das Geländer, beugte sich darüber hinweg, schaute in die Tiefe und erschauerte vor diesem Blick. Aber er ging weiter, kämpfte sich in die Höhe und hatte es schließlich geschafft, die Plattform zu erreichen, die er als seinen Arbeitsplatz ansah. Dort standen die vier großen Scheinwerfer und waren offiziell außer Betrieb, denn man hatte ihnen den Strom genommen.

Mullion konnte sich noch genau an den Tag erinnern. Er zählte ihn zu den schwärzesten in seinem Leben. Er hatte dabei gestanden und mit den Tränen gekämpft. Der Vergleich einer an ihm vorgenommenen Operation war ihm in den Sinn gekommen.

Er hatte dann seinen Dienst quittiert, lebte von den Ersparnissen und kleinen Gelegenheitsarbeiten. Und er hatte sich gerächt. In mühevoller Kleinarbeit hatte er es geschafft, den Scheinwerfern wieder Saft zu geben.

Sie hatten zwar nicht mehr die Strahlkraft wie damals, aber das Licht reichte aus, um über die Wasserfläche tief unten hinwegzugleiten und Scott das Gefühl zu geben, dass alles so war wie früher.

Natürlich durfte er nicht leuchten. Hin und wieder aber tat er es doch, bisher war es nicht aufgefallen.

Es war ein großer, runder Raum. Die vier drehbaren Scheinwerfer standen mit den Rücken zueinander. Mit ihren leeren Augen glotzten sie durch die Glasfenster, als wollten sie für alle Zeiten hinaus auf das wogende Meer schauen.

Auch Scott Mullion schaute auf das Wasser. Minutenlang starrte er in die Tiefe, als wollte er bis auf den Grund des Meeres schauen. Er dachte dabei an die Geheimnisse, die die See verbarg, an das Geisterschiff, das irgendwann gesunken war und bereits seit Hunderten von Jahren auf dem Grund lag.

Er nickte sich selbst zu. Nicht alles war endgültig tot, was dort seinen Platz gefunden hatte. Es gab noch Leben, er hatte es selbst erlebt, aber von diesem Leben sollte niemand etwas wissen. Die übrige Wellt sollte nichts davon erfahren, es wussten sowieso schon zu viele Menschen Bescheid.

Das Wasser wogte tief unter ihm. An manchen Stellen war es sehr klar, dann wiederum sorgten gegeneinander klatschende Wellen für quirlige Schaumberge, die eine Sicht einfach unmöglich machten.

Er biss sich auf die Lippe.

Etwas lauerte in der Nähe. Er wusste es sehr deutlich. Es war geweckt worden, und es hätte eigentlich tief im Wasser verborgen bleiben müssen.

Er spürte genau die Ausstrahlung. Sein Hals verengte sich, der Atem brannte in der Kehle, und das Wasser sah plötzlich aus wie ein geheimnisvoller Spiegel, der irgendwie beschlagen war. Er reflektierte ein Bild, das Scott als Original nicht sehen konnte, das allerdings innerhalb des Wassers schwamm.

Es war ein Schiff.

Zerstört, mit zerfetzten Segeln.

Leichen lagen an Deck.

Und im Hintergrund stand unheimlich und drohend ein großes Skelett, das ihn angrinste.

Scott Mullion begann zu zittern…

***

In Coverack waren wir auf eine Mauer des Schweigens gestoßen.

Angeblich wusste niemand, wo sich Scott aufhielt. Das Heben der Schultern und die leeren Blicke widerten mich an. Am liebsten hätte ich einen Knüppel genommen, um die Wahrheit aus den Köpfen der Männer herauszuprügeln, aber ich behielt die Nerven.

Es interessierte die Leute auch nicht, dass es um Leben und Tod ging, sie glaubten uns nicht, sodass wir die Gaststätte schließlich verließen und beide sehr sauer waren.

»Diese Typen hier sollte man einzeln und dann der Reihe nach durchwalken«, sagte Swenja.

»Stimmt.«

»Wir haben nur Zeit verloren.«

»Eine Chance bleibt uns.«

»Wieso?«

Ich kam nicht mehr dazu, die Antwort zu geben, weil ich ein zischendes Geräusch gehört hatte. Beide drehten wir uns um. Hinter einem abgestellten Wagen erschien eine Frau. Sie nickte uns kurz zu, schaute sich um und sagte nur zwei Worte.

»Der Leuchtturm!«

Swenja stieß mich an. »John, das ist…«

»Ich wollte es schon vorher sagen.«

Bedanken konnten wir uns bei der Frau nicht mehr, denn sie ging einfach davon.

Swenja ballte die Hände zu Fäusten. »Warum sind wir nicht gleich darauf gekommen?«

»Es wird hoffentlich nicht zu spät sein.«

»Nehmen wir Ihren Wagen?«

»Sicher.«

Der Turm lag zwar nicht zu weit vom Ort entfernt, wir aber hatten keine Zeit zu verschenken, denn der unheimliche Killer – das Skelett – konnte blitzschnell zuschlagen und abermals eine Leiche hinterlassen.

Ich fuhr den Rover. Swenja saß zitternd neben mir. Ein Schauer nach dem anderen huschte über ihr Gesicht. Immer wieder starrte sie dorthin, wo der Leuchtturm in die Höhe ragte. Zwar war es ein relativ dunkler Tag, aber dennoch mit einer sehr klaren Luft, sodass unsere Sicht ziemlich gut war.

Ich blickte ebenfalls am Turm in die Höhe, wo sich die Fenster mit den Scheinwerfern befanden, doch die Entfernung war einfach zu groß, um eine Bewegung wahrzunehmen.

Es hatte früher einmal eine schmale Straße als Direktverbindung gegeben. Sie war im Laufe der Zeit halb zugeweht und zu einer Piste geworden. Der Rover holperte über Rinnen hinweg und durchfuhr Schlaglöcher.

Swenja Hart hielt nach dem Skelett Ausschau, wie sie mir mehrmals erzählte. Wir sahen von ihm beide nicht die geringste Spur.

Neben dem Eingang trat ich auf die Bremse. Die Reifen rutschten über den nassen Sand hinweg, dann konnten wir den Wagen verlassen. Der Wind umknatterte uns, er biss in die Gesichter, er kühlte die Haut stark ab. Wir hörten das Meer brüllen, als wären Drachen dabei, ihre Rachen zu öffnen und Feuer gegen die Felsen zu fauchen.

Swenja hatte die Eingangstür vor mir erreicht. Sie war überrascht, als sie sich öffnen ließ.

Noch in der Tür stehend drehte sie sich zu mir um. »Ich glaube, wir haben Glück, John.«

»Das hoffe ich doch.«

Hinter ihr betrat ich den Leuchtturm. Beide wurden wir von einer tiefen Stille umfangen, aber beide nahmen wir auch den Geruch wahr, der hier unten festhing.

Es roch irgendwie nach Mensch. Nach einem Menschen, der geschwitzt und feuchte Kleidung getragen hatte. Unsere Blicke glitten zu Boden. Wir entdeckten die Spuren auf dem Stein. Sie waren feucht, wir sahen auch den frischen Sand, den der Ankömmling mit hereingebracht hatte.

Swenja wollte nach dem Wärter rufen. Sie sah rechtzeitig genug, dass ich den Kopf schüttelte.

»Nichts?« flüsterte sie.

»Nein.«

»Warum denn nicht?«

»Wir werden so leise wie möglich hochsteigen. Meiner Ansicht nach kann er sich nur oben bei den Scheinwerfern versteckt halten. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

Swenja war einverstanden. Diesmalließ sie mich vorgehen, und ich stieg so leise wie möglich die Metallstufen nach oben. Ich war dabei auf der Hut, rechnete mit einem heimtückischen Angriff, der jedoch nicht erfolgte. Allerdings ging ich davon aus, dass wir entdeckt worden waren, denn aus der luftigen Höhe war der Ausblick wunderbar. Ein einsam auf den Turm zufahrender Wagen blieb da nicht unbemerkt.

Eine Treppe kann verdammt lang werden, wie wir merkten. Wir gerieten etwas außer Atem. Die weißen Wände waren im Laufe der Zeit grau geworden. An einigen Stellen auch mit Farbklecksen beschmiert, und sogar Spinnweben entdeckten wir.

Lautlos konnten wir nicht gehen. Ich war sicher, dass uns Scott Mullion erwartete.

Wir erreichten die innere Plattform. Der Platz, wo die Scheinwerfer standen, die mich an unbewegliche, glotzende Augen erinnerten, die weit über das Wasser und den Strand schauten, als wollte sie die Welt erforschen.

Als ich die letzten Stufen nahm, befand sich meine Hand nahe der

Beretta. Ich hatte den Kopf eingezogen, da ich mit einem Angriff rechnete, aber Mullion dachte gar nicht daran, so etwas zu tun. Wir sahen ihn vor einem der Sichtfenster stehen. Er hatte uns den Rücken zugedreht und die Hände in den Taschen vergraben. Noch immer trug er seine Mütze. Nachdem ich die letzte Stufe hinter mich gebracht hatte, blieb ich stehen, ebenso wie Swenja Hart neben mir.

Sie schnaufte, schaute mich schielend an und hob die Schultern.

»Bleiben Sie ruhig, ich habe Sie beide erwartet«, sagte der Wächter, ohne sich umzudrehen.

»Dann wissen Sie Bescheid?« sagte ich.

»Ja. Ich habe Rosa gefunden. Sie brauchen mich nicht zu verhaften. Ich schwöre Ihnen, dass ich sie nicht getötet habe.«

»Das haben wir auch nicht angenommen.«

Er seufzte, als er sich umdrehte und uns sein Gesicht zuwandte. Es zeigte noch immer die Qual und die Pein, die er empfunden hatte, und seine Augen lagen in einer rötlichen Umgebung. »Wissen Sie, auf was ich hier warte?«

»Nein.«

»Auf den Tod.«

»Wollen Sie sterben?«

»Ich muss es. Es will mich, das Monster will nicht, dass ich am Leben bleibe. Es hat mich nicht gefunden, und deshalb hat es Rosa getötet. So sieht es aus.«

»Wir reden von einem Skelett, von einem lebenden und mordenden Skelett, nicht wahr?«

»Natürlich.« Er sagte es ganz locker, aber so natürlich war es einfach nicht.

»Und warum das alles? Warum sind ausgerechnet Sie, Mr. Mullion, in dieser Gefahr?«

»Weil ich sie heraufbeschworen habe«, flüsterte er. »Ich und diese Frau neben Ihnen.«

»Wieso denn ich?« Swenja war verwundert.

»Sie haben herumgeschnüffelt. Sie haben an Dinge gerührt, die lieber im dunkel der Vergangenheit geblieben wären, denn Sie sind es doch gewesen, die die Knochen gefunden hat, die verfluchten Gebeine, um die sich alles drehte.«

»Was drehte sich darum?« fragte ich.

Scott Mullion schaute mich scharf an. »Wissen Sie das wirklich nicht, Mister?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Aber Sie sind Polizist.«

»Stimmt, aber ich bin nicht allwissend, das sollten Sie sich merken, Mr. Mullion.«

Er zündete sich eine Zigarre an. Seine Finger zitterten dabei. »Ich

habe auch nicht gedacht, dass die Knochen ein derartiges Unglück heraufbeschwören könnten. Sie hätten auf dem Grund des Meeres liegen bleiben sollen, verdammt noch mal.«

»Aber sie sind es nicht. Wie kam es denn, dass sie wieder in die Höhe geschwemmt wurden?«

Scott Mullion paffte zweimal, und sein Gesicht verschwand hinter faserigen Rauchwolken. »Diese Küste ist schlimm. Sie war schon immer schlimm, aber die heutigen Schiffe sind besser ausgerüstet und manövrierfähiger als die damals.« Er holte Atem. »Viele Schiffe sind vor Cornwall gesunken. Dazu gehörte auch der Segler, auf dem die Gebeine weggeschafft werden sollten. Er geriet in einen Sturm, wurde abgetrieben, zerschellte an den Klippen und sank in die Tiefe.«

»Mit den Gebeinen?« fragte ich.

»Richtig.«

»Dann hätten sie dort noch liegen müssen.«

»Im Prinzip schon«, flüsterte der Wärter.

Swenja war ebenfalls neugierig. »Und warum liegen sie dort nicht mehr, Mr. Mullion?«

»Weil sie an die Oberfläche getrieben wurden. Ganz einfach. Sie – sie haben sich nicht mehr auf dem Meeresgrund gehalten, denn in ihnen steckte eine unheimliche Kraft. Sie beherrschten das Schiff, sie waren die Mächtigsten an Bord…«

»Sie trieben hoch, nicht?«

»Nicht nur das. Sie setzten sich auch wieder zusammen.« Bei dieser Antwort hatte er Swenja angeschaut, und die Journalistin verstand den Blick.

»Stimmt«, sagte sie. »Ich habe sie in dieser Höhle gefunden, aber nicht als Ganzes, sondern als Teile. Daraus ist doch zu folgern, dass dieses Skelett es immer wieder schafft, sich zusammenzusetzen. Es kann sich also in seine Einzelteile auflösen und sich später wieder zusammenfügen. Das ist Wahnsinn, wirklich, aber ich glaube es.«

Sie schaute mich an, als wollte sie eine Bestätigung haben. Ich tat ihr den Gefallen und nickte einige Male.

»Da hat sie Recht«, sagte auch der Wärter.

»Und warum jagt es gerade Sie?« wollte ich wissen.

»Da gibt es eine Geschichte.«

»Wir hören zu.«

Er ließ die Asche fallen und schaute ihr nach, wie sie am Boden landete. »Sie sind ja nicht die Einzigen, die sich dafür interessiert haben. Mich hat vor nicht allzu langer Zeit ein Mann besucht, der mehr darüber wissen wollte.«

»Wer war dieser Mann?«

»Für mich war er fremd.«

»Das reicht nicht.«

»Er kam aus dem Ausland, hatte aber einen englischen Namen. Nun ja, dieser Mann wusste einiges. Er erklärte mir, dass an einer bestimmten Stelle ein Schiff auf dem Meeresboden liegt, und dass dieses Schiff eine unheimliche Ladung an Bord gehabt hat. Ein Skelett eben. Und er fragte mich, ob ich dieses Skelett schon einmal gesehen habe.«

»Hatten Sie?«

»Nein, Miss, das hatte ich nicht. Aber der Mann erklärte mir, dass es bald wieder hier erscheinen würde. Er hätte es genau berechnet. Er war völlig aus dem Häuschen, er berichtete mir von diesem unheimlichen Wesen, das außer Landes geschafft werden sollte. Es war ein Hexer früher. Es war ein Teufelsdiener. Man hat ihn verbrannt, aber er konnte den Flammen trotzen, und seine Freunde haben die Knochen aus dem Feuer geholt und sie auf das Schiff geschafft. Noch immer soll die alte Kraft der Hölle in den Knochen stecken, das alles wurde mir berichtet, und ich merkte, wie ich immer mehr in den Bann dieser Erzählungen hineingezogen wurde. Ich glaubte ihm sogar, und ich musste ihm versprechen, Bescheid zu geben, wenn es dann soweit war.«

»Haben Sie das getan?«

»Noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich wollte nicht, dass alles aufflog. Es war einfach so schlimm und schrecklich für mich, das müssen Sie verstehen. Aber der Mann ließ sich nicht beirren. Er sprach von einer Zeit, die reif war, denn der Teufel soll wieder dabei sein, die Macht an sich zu reißen, und das hat dieses Skelett gespürt. Zu Lebzeiten muss dieser Mensch ein Hexer gewesen sein. Man hatte es nur nicht geschafft, ihn zu töten, aber das sagte ich Ihnen schon. Jetzt ist es zurückgekehrt, um sich zu rächen. In seinen Knochen steckt noch die alte Macht, und kein Mensch wird dieses Skelett je töten können.«

»Das sagte Ihnen der Besucher – oder?«

»So ist es.«

»Wie hieß er?«

Scott Mullion senkte den Kopf. »Ich habe versprochen, seinen Namen nicht zu verraten.«

Ich verdrehte die Augen. »Himmel, Sie müssen doch verstehen, dass es hier um mehr geht als um obskure Versprechungen. Jemand hat Ihre Frau auf schrecklichste Art und Weise getötet, und wir müssen diesen Killer stellen.«

»Er ist nicht zu töten.«

»Ich will den Namen wissen.«

Mullion saugte an seiner Zigarre. Er zögerte und focht einen inneren Kampf aus, was mir zu lange dauerte, denn ich kam ihm zuvor.

»Hieß der Mann Phil Bucca?«
Mullion sagte weder ja noch nein. Aber er schaute mich an, als hätte ich ins Schwarze getroffen.
»Also Bucca?«
»Ja.« Er warf die Zigarre weg und trat sie aus. »Sie – Sie kennen den Mann?«
»Sicher, denn er hat mich auf die Spur gebracht. Er hat mir den Weg nach Coverack gewiesen.«
»Warum?«
»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich. »Vielleicht war er selbst zu feige, sich die Gebeine zu holen. Er kann Angst gehabt haben, das ist alles möglich.«
»Aber er kannte sich aus«, flüsterte Mullion. »Er kannte sich sogar gut aus. Er hat Unterlagen dabei gehabt. Er muss sie irgendwo gefunden haben. Er wusste über das Schiff Bescheid, dashin und wieder zu sehen ist, wenn es sich vom Grund erhebt und…«
»Moment«, sagte Swenja. »Es taucht auf?«
»Ja. Manchmal drückt es eine geheimnisvolle Kraft an die Oberfläche. Es ist das Geisterschiff, und das Skelett an Bord ist deutlich zu sehen.«
Scott deutete gegen die Scheibe. »Ich bin mir sicher, dass es auch heute erscheinen wird.«
»Wann?«
»Wenn es dunkel wird.«
»Okay«, sagte ich, »dann warten wir auf den Segler…«
Scott Mullion nickte und bekam dabei eine Gänsehaut…

***

Sir James hatte Suko gebeten, diesem Phil Bucca einen Besuch abzustatten, auch deshalb, weil er von John Sinclair nichts gehört hatte.
Mittlerweile war der folgende Tag schon zur Hälfte vorbei, und auch Suko war der Meinung, dass es nicht schaden konnte, sich bei diesem seltsamen Mann einmal umzuschauen. Aus Johns Erzählung wusste er, wie man unter Umständen empfangen werden konnte, deshalb war Suko darauf eingestellt, nicht eben freundlich behandelt zu werden.
Er betrat den kleinen Laden kurz vor dem Schließen. Eine Kundin stand vor der Kasse. Sie hatte zwei alte Kerzenleuchter gekauft, zahlte und ging.
Bucca schaute Suko an. Sofort spürte der Inspektor den negativen Fluss, der ihm entgegenwehte. »Es war die letzte Kundin, Mister. Ich werde den Laden schließen.«
»Das können Sie.«
»Dann kommen Sie morgen wieder.«

»Lassen Sie mich ausreden. Sie können Ihr Geschäft nach mir schließen. Zuerst möchte ich mit Ihnen reden.«

Bucca schaute ihn böse an. »Ich wüsste nicht, was es mit Ihnen zu besprechen gäbe.«

»Aber ich.«

»Und was?«

»Es geht um Gebeine, es geht um einen Mann namens John Sinclair, den Sie nach Cornwall geschickt haben, wo er die Gebeine angeblich finden kann. Sie verstehen?«

Phil Bucca trug wieder seine Mütze. Er strich mit seinen Händen über den dünnen Stoff. »Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie sprechen, Mister.«

»Wollen Sie bestreiten, einen John Sinclair zu kennen? Einen Mann, den Sie vorgestern mit Ihrer Flinte bedroht haben?«

Bucca schwieg.

Für Suko war dieses Schweigen ein Geständnis. »Ich gebe Ihnen einen guten Rat. Sie werden jetzt reden. Sie werden mir alles sagen, was Sie wissen, oder…«

»Was ist denn mit oder?«

»Das bleibt Ihrer Fantasie überlassen. Jedenfalls will ich wissen, was mit den Gebeinen ist.«

Bucca hob die Schultern. »Ich will sie haben.«

»Na bitte. Warum?«

»Sie gehörteneinem mächtigen Mann, einem Hexer, einem Teufelsfreund, der in eine andere Welt geschafft werden sollte. Leider sank das Schiff, die Besatzung ertrank, er aber ist geblieben. Ich habe es erfahren, ich habe es in alten Berichten gelesen, man kann ihn nicht so einfach töten. Die Mönche haben es versucht, sie verbrannten ihn damals vor einigen hundert Jahren, aber die Knochen wurden geraubt und auf das Schiff gebracht. Selbst das Feuer konnte den Hexer nicht töten.«

»Er lebt also?«

»Seine Gebeine leben.«

»Das wissen Sie?«

»Ich habe darüber gelesen. Ich werde sie bekommen, denn die Zeit ist reif. Der Hexer hat meinen Ruf vernommen. Ich habe es geschafft, mit ihm Kontakt aufzunehmen, ich spürte ihn als suchenden Geist, und ich habe ihm versprochen, ihm ein neues Zuhause zu geben.«

»Als Knochenhaufen?«

Buccas Augen fingen an zu glänzen. »Nein, nicht als Knochenhaufen. Sie unterschätzen ihn. Aber das haben andere auch getan. Er ist in der Lage, seine Gebeine wieder zusammenzufügen. So wird aus den Knochen wieder die Person, die aus dem Feuer geholt wurde. Der Hexer lebt wieder, er existiert, nur ist es ein anderes Leben als früher.

Aber er wird seinen Weg gehen.«

»Zu Ihnen?«

»Ja!«

Suko schüttelte, den Kopf. »Das mag glauben, wer will, ich nicht. Mich interessiert nur mein Kollege. Warum haben Sie ihn nach Cornwall geschickt? Und wer hat ihn angerufen? Wer ist der Informant gewesen, der John auf Ihre Spur brachte?«

Bucca senkte den Kopf. Er nagte an seiner Unterlippe. Suko spürte, wie unangenehm ihm dieses Thema war. Darauf wollte er nicht angesprochen werden.

»Reden Sie.«

»Es muss einer von den Feinden gewesen sein.«

»Von welchen Feinden?«

»Den alten«, flüsterte Bucca.

»Sie haben vorhin die Mönche erwähnt.«

»Ja, sie haben Nachfolger.«

»Meinen Sie die Templer?«

Bucca keuchte und ging einen Schritt zurück. Er stand jetzt an einem Thekenregal und breitete die Arme aus. »Ja, es gibt keine andere Lösung. Es müssen die verfluchten Templer gewesen sein. Diese Hundesöhne, die sich auch heute wieder zusammengefunden haben. Damals haben sie den Hexer verbrannt…«

»Kennen Sie Namen?«

»Ich habe einen in den alten Schriften gelesen. Er war der Inquisitor. Hector de Valois. Er führte die Gruppe gegen den Hexer an. Er übergab ihn dem Feuer…« Bucca holte tief Luft. »Aber er ist tot, er kann nicht mehr leben, er kann diesen Sinclair nicht …« Der Trödler schüttelte den Kopf.

Suko lächelte kalt. Diesmal hatte sich Bucca geirrt. Es gab Sinclairs Vorfahren sehr wohl noch. Hector de Valois, der als silbernes Skelett in der Kathedrale der Angst existierte, musste gespürt haben, was sich nach all den Jahrhunderten getan hatte, und er hatte John eine Warnung zugeschickt. Er war sogar über Buccas Aktivitäten informiert, da konnte Suko nur Hochachtung zeigen, und er stellte fest, dass sich der Nebel allmählich lichtete.

Bucca ließ seine Arme sinken. »Was starren Sie mich so an, verdammt noch mal?«

»Das will ich Ihnen sagen. Nicht nur das Böse hat teilweise überlebt, auch die Gegenkräfte sind nicht vom Erdboden verschwunden. Sie lassen nichtzu, dass gewisse Mächte die Herrschaft übernehmen. Ich will Ihnen sagen, was geschehen ist. Dieser Hector de Valois hat meinen Freund gewarnt, denn er muss gespürt haben, dass einer seiner alten Todfeinde wieder in diese Welt zurückkehren wollte. Er selbst konnte nicht eingreifen, aber er hat einen Nachfolger gefunden,

und John wird das vollenden, das Hector de Valois aus welchen Gründen auch immer, nicht gelang. Es ist ganz einfach.«

Für Phil Bucca war in den letzten Minuten eine Welt zusammengebrochen. Er hatte alles eingefädelt, er hatte gehofft, dass Sinclair sterben würde – und jetzt…

»Wollten Sie etwas sagen?« fragte Suko.

»Ja, ja!« stieß Bucca hervor. »Ich will wissen, wo sich Sinclair jetzt aufhält. Was ist mit ihm?«

»Er ist nach Coverack gefahren.«

»Zu ihm?« fragte Bucca mit leuchtenden Augen. »Wohin sonst?«

»Dann wird er es nicht schaffen, das sage ich Ihnen. Nein, er kann es nicht besiegen. Ich weiß es besser.« Bucca streckte den Arm vor und wies mit dem Zeigefinger auf Suko. »Die Geschichte wiederholt sich nicht, sie hat sich noch nie wiederholt.« Er legte den Kopf zurück und lachte schaurig. »Sterben!« brüllte er. »Dieser Sinclair wird sterben und ausbluten…«

Sukos Gesicht verwandelte sich in eine starre Maske.

***

Wir hatten keinen Grund, Scott Mullion nicht zu glauben. Die alten Kräfte hatten sich in den letzten Tagen konzentriert, denn auch vor Jahrhunderten war es nicht gelungen, sie zu vernichten. Wer immer versucht hatte, den Hexer vom Leben in den Tod zu befördern, es hatte damals nicht die richtigen Mittel zur Hand gehabt.

Aber jetzt ballte sich alles zusammen. Zurzeit schien eine günstige magische Konstellation entstanden zu sein. Ich hatte Mullion danach gefragt.

Darüber hatte uns der Wächter keine Auskünfte geben können. Er war nicht mehr als ein Beobachter, der durch den Zufall in diesen grauenhaften Fall hineingeraten war. Nicht mehr und auch nicht weniger, und das betonte er immer wieder.

»Wenn es dämmert, werden wir ihn und das Schiff sehen«, hatte er uns gesagt. »Er wird sich nach dem Mord in die Tiefe zurückgezogen haben, und aus ihr wird er wieder hervorsteigen.«

Wir mussten warten.

Und genau das Warten gefiel mir überhaupt nicht. Glücklicherweise hatte sich Mullion hier oben mit Getränken eingedeckt. Die raue Luft hatte uns durstig gemacht.

Da es nur Bier gab, mussten wir uns an die Büchsen halten, und auch Swenja trank mit.

Die Zeit verging.

Ich kannte mittlerweile jeden Flecken in der Umgebung. Immer wieder hatte ich auf die See hinausgeschaut oder auch in die andere Richtung, wo Coverack lag.

Nur vereinzelt ließen sich die Bewohner im Freien sehen. Sie bewegten sich nur langsam. Hin und wieder verließ ein Auto das Dorf in nördlicher Richtung.

Der Himmel blieb grau, es regnete nicht, aber im Laufe er Zeit fing er an, sich zu verdunkeln. Noch war die See klar erkennbar, wir entdeckten sogar Schiffe, die in der Ferne fuhren, doch erste Schatten schlichen bereits herbei.

Das merkte auch der Wärter. Er hatte seinen Platz auf einer alten Bierkiste gefunden, schon drei Dosen geleert, hatte hin und wieder von seiner Frau gesprochen, und dabei waren ihm Tränen über die Wangen gelaufen. Swenja Hart hatte Mühe, ihm die Schuld am Tod seiner geliebten Frau auszureden.

Schließlich stand er auf.

Mit etwas unsicheren Schritten trat er auf mich zu und blieb neben mir stehen. So wie ich starrte er durch die Scheibe. In seinen Augenwinkeln funkelte das Wasser verräterisch, und er hatte die Hände zu harten Fäusten geballt. Einige Male nickte er, als wollte er die See und die heranschleichende Dämmerung begrüßen.

»Bald ist es soweit«, flüsterte er.

»Was ist dann?«

»Es wird erscheinen.« Er hob den rechten Arm und unterstrich durch diese Bewegung seine nächsten Worte. »Das Geisterschiff wird aus der Tiefe emporsteigen und den Hexer freigeben. Seine Zeit ist angebrochen. Bucca hat es mir gesagt. Er ist wieder da, und er wird so sein wie damals.«

»Kommt Bucca denn her?«

»Nein, aber er wird Verbindung mit dem Skelett aufnehmen, da bin ich mir ganz sicher. Ja, das wird er.«

Weder Swenja noch ich gaben einen Kommentar ab. Die junge Frau fühlte sich unwohl. Sie stand ebenfalls vor der Scheibe und trat von einem Fuß auf den anderen.

»Ich könnte einen Scheinwerfer einschalten und ihn auf das Meer zielen lassen«, murmelte der Wächter.

»Dann tun Sie es.«

»Wirklich?«

»Ja, wir wollen sehen, ob es aus der Tiefe langsam in die Höhe schwebt. Wir brauchen den Beweis.«

Er überlegte noch, dann nickte er. »Ich habe Strom, bitte treten Sie zur Seite.«

Wir taten ihm den Gefallen, und Mullion bewegte sich dorthin, wo er einen Schalter umlegen musste. Wir hörten ein Summen und seinen das Geräusch überdeckenden Kommentar. »Wir werden ihn nicht wandern lassen. Es würde die Besatzung einiger Schiffe möglicherweise irritieren. Dieser Leuchtturm ist jetzt leider außer

Betrieb.«
»Tun Sie, was Sie für richtig halten«, sagte ich und lächelte Swenja dabei zu.
Sie lächelte kantig zurück. Blass war sie geworden, aber auch gespannt.
Unwillkürlich zuckte ich zurück, als sich dicht neben mir das Glas des Scheinwerfers mit einer knallgelben Helligkeit füllte. Für einen Moment war ich leicht geblendet, das änderte sich schnell, und mein Blick flog hinaus auf die wogende See, wo sich der Strahl auf die Wellen legte und sich wie ein breites Tuch ausbreitete. Er lief wirklich auseinander und erfasste einen großen Teil der Wasserfläche.
Damit war der Wärter nicht zufrieden, denn er korrigierte den Leuchtwinkel.
Swenja und ich schauten gespannt zu. Scott war in seinem Element. Wir merkten, dass es ihm Spaß bereitete, wieder an die alte Arbeit zu gehen. »Ich bleibe beim Handbetrieb«, murmelte er, »und stelle nicht auf die Automatik um. Ich habe die Führungen und Gelenkeauch später noch gepflegt, das macht sich nun bezahlt.«
Nach einigen Sekunden hatte der Strahl die für ihn richtige Fläche erreicht. Nicht weit von der Steinküste mit ihren schaumigen Wellenvorhängen breitete er seinen Schein aus. Er streute das gelbe Licht auf die graugrüne Fläche und ließ sie aussehen wie einen wogenden Spiegel, auf dessen Fläche sich mehrere Farben miteinander mischten, wobei blasse Grün- und Gelbtöne vorherrschten.
»Wann ist es soweit?« fragte Swenja.
»Das kann man nie genau sagen.«
»Aber Sie haben das Geisterschiff schon gesehen?«
Er nickte.
Wir warteten und schwiegen. Meine Augen hatten sich mittlerweile auf die neue Landschaft tief unter mir eingestellt. Immer wieder versuchte ich den Blick in das Wasser tauchen zu lassen, um dort eine Bewegung wahrzunehmen. Wenn das Geisterschiff tatsächlich vom Grund her in die Höhe glitt, musste ich es schon vorher sehen können, noch ehe es die Oberfläche durchbrach.
»Da, da ist was!«
Swenja hatte wohl die besseren Augen. Um die Lichtinsel herum war es dämmrig, schäumten höchstens die Wellenkämme, aber innerhalb des Lichtflecks bewegte sich etwas.
Es war das Schiff!

***

Ja, wir hielten den Atem an und schauten dem schaurigen Vorgang zu. Kein Geräusch war zu hören, der alte, teilweise zerborstene Segler schob sich lautlos in die Höhe.

Es war ein Zweimaster, von dem die Hauptmasten nur noch in Fragmenten vorhanden waren. Sie sahen aus wie angebrochene übergroße Streichhölzer. Die scharfen Klippen hatten den Segler an der Steuerbordseite aufgerissen wie gewaltige Messerklingen. Sie waren tief in den Bauch hineingedrungen, und der Wasserdruck musste die Menschen aus dem Bauch herausgespült haben.

Skelette oder andere Überreste entdeckten wir nicht, aber auf dem Deck bewegte sich etwas.

Ich dachte zuerst an eine Täuschung, hervorgerufen durch die Spiegelung des Wassers, aber das stimmte nicht, denn die Bewegung blieb, und sie wanderte zum Bug hin.

»Rosas Mörder ist da!« keuchte der Wärter.

Wir gaben ihm keine Antwort. Das Bild war einfach zu schaurig.

Ich hatte den Eindruck, als würde dieser ehemalige Hexer über die Gewalt des Wassers gebieten, denn er verstand es, seiner Kraft zu trotzen. Normalerweise hätte er durch die Strömung vom Deck deshalb zerstörten Schiffes gespült werden müssen, aber selbst diese Kraft glich er mit beinahe lässigen Bewegungen aus.

Ging er – schwamm er?

So genau war es nicht zu sehen, jedenfalls blieb er an Bord, und das Schiff trieb mit schaukelnden Bewegungen immer mehr der Wasseroberfläche entgegen.

Jetzt wurde mir klar, dass ich nicht hier bleiben konnte, und ich wandte mich an Scott Mullion, um zu erfahren, wohin der Knöcherne sich wohl bewegen würde.

Mullion hörte mir nicht zu. Er war zu stark mit sich selbst beschäftigt. Ersprach, ohne dass er jemanden von uns gemeint hätte. Er brabbelte etwas vor sich hin, die Worte konnten wir kaum verstehen, und Tränen rannen dabei aus seinen Augen.

Ich musste ihn rütteln, um ihn aus seiner Welt hervorzuholen. Er drehte den Kopf und starrte mich an.

»Was wird es tun?«

Scott schluckte. »Das wissen Sie nicht?«

»Nein.«

»Es wird kommen und uns holen.«

»Hierher also?«

»Ja.«

»Warum sind Sie da so sicher?«

Er schlug mit der flachen Hand auf die dunkle Metallverkleidung des Scheinwerfers. »Es sucht mich. Es hat meine Frau getötet, aber es will mich. Ich bin ein Zeuge. Bucca kann keine Zeugen gebrauchen. Er will die Spuren löschen und…«

»John, schauen Sie!«

Swenja Harts Stimme hatte mich alarmiert. Sie deutete aufgeregt mit

dem gekrümmten Zeigefinger nach unten. Etwas war geschehen, denn das Skelett hatte sich einfach über Bord schwemmen lassen. Anstatt in die Tiefe zu sinken, wurde es von einer Welle erfasst und ließ sich auf den Strand zutragen.

Gleichzeitig versank das geheimnisvolle Geisterschiff wieder in der Tiefe, ohne die Oberfläche durchbrochen zu haben. Es war wirklich alles auf magische Art und Weise genau getimt, und ich konnte nur den Kopf darüber schütteln.

Ich akzeptierte, dass dieser Hexer verschiedene Orte hatte, an denen er sich bewegte. Mal als normales Skelett, aber er kannte auch Verstecke, wo er sich auflöste und als Knochenhaufen liegen blieb.

So hatte er es geschafft, die Menschen zu verunsichern.

Mich ebenfalls, denn er wurde von den nahen Brandungswellen erfasst und lief in Gefahr, gegen Felsen geschleudert und dort zerschmettert zu werden.

Das allerdings passierte nicht.

Wir sahen den Hexer noch einmal tauchen, und einen Augenblick später war er aus der Umgebung des Lichts verschwunden. Zwar bewegte Scott den Scheinwerfer noch, nur schaffte es der breite Strahl nicht mehr, das Ziel einzufangen.

Mullion schaltete den Scheinwerfer aus.

Erst jetzt merkten wir, dass die Dämmerung weiter fortgeschritten war. Sie bedeckte die Umgebung wie ein graues Tuch und drang durch die Fenster auch zu uns herein.

»Und nun?« fragte Swenja.

Mullion ging so weit zurück, bis er gegen die Bierkiste stieß. »Jetzt müssen wir auf den Hexer warten.«

»Sie meinen, dass er tatsächlich kommt?«

Der Wärter nickte.

»Werden Sie ihn hier oben stellen, John?« wandte sich die Journalistin an mich. Sie dachte schon wieder an ihren Job und holte aus der Jackentasche eine schmale Kamera hervor.

»Nein, es gibt nur einen Weg, den er nehmen kann. Das ist die Treppe, die auch wir heraufgestiegen sind – oder?« Ich hatte Mullion angeschaut und erwartete, dass er meine Worte bestätigte.

»Das stimmt.«

»Dann warten wir unten«, sagte Swenja.

»Wir?« fragte ich.

Swenja boxte gegen meinen Arm. »Sie glauben doch nicht, dass ich jetzt kneifen werde. Ich will dabei sein. Ich werde fotografieren wie nie in meinem Leben.«

»Gut. Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

»Auf jeden Fall.«

»Ich gehe nicht mit«, sagte Scott Mullion. »Sie müssen das verstehen,

ich kann es nicht. Ich – ich muss dabei immer an meine Frau denken. Haben Sie dafür Verständnis?«

»Sicher.«

»Ich werde Ihnen langsam folgen und in sicherer Entfernung bleiben.«

Ich nickte ihm zu, bevor ich die Tür öffnete. »Das geht schon in Ordnung, Scott.«

Er war froh, denn als letzten Eindruck nahm ich seinen erleichterten Gesichtsausdruck mit, dann schaute ich in das dämmrige Halbdunkel, das über der Wendeltreppe lag und die Stufen nicht mehr so klar hervortreten ließ, sondern sie in breite, an manchen Stellen auch konturenlose Schatten verwandelte.

Wäre da nicht der Widerstand des Metalls gewesen, dann konnte man den Eindruck haben, ins Leere zu schreiten.

Wir bewegten uns so leise wie möglich dem Grund des Leuchtturms entgegen.

Swenja hielt sich dicht hinter mir. Die Kamera war schussbereit, aber sie knipste zum Glück nicht die uns umgebende Leere. Hin und wieder warf ich einen Blick in die Tiefe. Ich spitzteauch die Ohren, um etwas Verräterisches zu hören, aber es blieb ruhig. Nur unsere eigenen Geräusche hörten wir. Das vorsichtige Tappen der Schritte, das Schleifen der Kleidung und unseren Atem.

Da wir uns verhältnismäßig langsam bewegten, war die Furcht vor einem Sturz unbegründet. Wir kamen eigentlich sehr gut voran, und ich war auf eine gewisse Art und Weise enttäuscht, als das letzte Stück der Treppe vor mir lag, ich bereits auf den Boden des Turms schauen konnte und nichts sah.

Als ich den Boden berührte, blieb Swenja über mir stehen. »Sehen Sie was?«

»Nein, nichts.«

»Dann ist der Hexer noch nicht hier.«

»Das nehme ich an.«

»Und jetzt? Was wollen Sie tun? Draußen nachschauen?«

»Die Idee ist nicht schlecht.«

»Ich bleibe aber hier«, wisperte sie. »Wunderbar.«

Leise bewegte ich mich auf die Tür zu. Ich hörte, wie Swenja die letzten Stufen herabstieg und dann vor der Treppe stehen blieb.

Meine Hand lag bereits auf der feuchten Metallklinke. Ich rechnete mit allem, auch damit, dass der Knöcherne direkt vor der Tür stand und mich angriff, wenn ich den nächsten Schritt tat.

Aus diesem Grund hatte ich mein Kreuz nach außen gehängt, denn in diesem Fall konnte es die einzig wirksame Waffe sein.

Ich zog die Tür auf.

Mein Herzschlag normalisierte sich wieder, als ich nach draußen

schaute und nur in die Schatten der Dämmerung blickte, wo sich keine Gestalt abzeichnete.

Sicherheitshalber ging ich vor, denn ich musste damit rechnen, dass sich das Skelett im toten Winkel direkt an der Außenwand aufhielt.

Da hörte ich hinter mir den Schrei!

***

Bisher war alles glatt gelaufen. Swenja hatte die Treppe ebenfalls hinter sich gebracht, stand vor der untersten Stufe und schaute auf den Rücken des Geisterjägers, der die Tür vorsichtig öffnete und auch danach nichts überstürzte.

Hinter ihr befand sich der geschwungene Metallaufbau der Treppe. Dort war es besonders düster, denn das graue Licht aus den kleinen Fenstern reichte nicht bis zu dieser Stelle.

Ihr Pech.

Die Bewegung sah sie nicht.

Auch nicht den helleren Schatten, der aus dem Dunkel wie tastend hervorfuhr und sich ihr entgegenstreckte. Er kam näher, immer näher. John Sinclair hatte bereits die Tür aufgerissen. Der kühle Luftzug erreichte Swenja, er lenkte sie irgendwie ab, sodass sie die erste Berührung der Knochenklaue nicht wahrnahm.

Dafür die Zweite!

Und die umklammerte mit einem derartig harten Druck ihre rechte Hand, dass diese zusammengedrückt wurde und sogar das Gehäuse der Kamera zerbrach. Für einen winzigen Moment vereiste Swenja, dann löste sich der Schrei, bevor die zweite Knochenklaue sie so hart umfasste, dass sie das Gleichgewicht verlor und nach hinten kippte…

***

Auf der Stelle war ich herumgefahren und sah trotz der miesen Lichtverhältnisse, was sich vor mir abspielte. Der knöcherne Hexer war schneller und auch schlauer gewesen als wir und hatte es geschafft, uns reinzulegen. Er hatte sich das zweitschwächste Glied in der Kette ausgesucht, eben Swenja Hart. Er hatte blitzschnell gehandelt. Bevor ich etwas tun konnte, hatte er die Frau bereits unter das Gestänge der Wendeltreppe gezerrt und somit aus meinem Blickfeld.

Swenja wollte meinen Namen rufen. Ihre Stimme erstickte schon im Ansatz in einem gurgelnden Geräusch, das auf schreckliche Dinge schließen ließ. Ich konnte aus dieser Distanz nichts tun, ich musste näher heran, was wiederum Zeit kostete.

Mit gewaltigen Schritten hetzte ich vor, umfasste das Geländer und wuchtete mich herum.

Swenja lag am Boden.

Sie blutete und hatte die Arme in einer verzweifelten Geste

angehoben, um den Knöchernen abwehren zu können, der seine ausgestreckte Klaue gegen ihren Hals stoßen wollte.

Da sprang ich ihn an.

Wuchtig prallten das Skelett und ich zusammen. Durch mein Körpergewicht wurde es zur Seite und zum Glück auch weg von Swenja geschleudert. Es torkelte durch die düstere Umgebung, schlug dabei um sich, ohne mich allerdings zu treffen.

Die Wand hielt es auf.

Knochen klapperten, gingen aber leider nicht zu Bruch, denn das Monster warf sich wieder vor.

Diesmal war ich gewappnet. Ich hoffte, dass die einfache Kraft meines Kreuzes ausreichte.

Schon einmal hatte der Hexer gebrannt, doch das neue Feuer sollte ihn endgültig vernichten. Der Hexer hatte mich erwartet, er verließ sich einzig und allein auf seine Stärke, und er sprang voll in mich hinein. Ich spürte seine Klauen an meinem Körper. Die blanken Finger hatten sich gekrümmt, sie wollten sich wie Messer durch meine Kleidung bohren und mir die Haut in Fetzen vom Körper reißen.

Ich wuchtete mein Kreuz direkt in die Lücken zwischen den Rippenknochen.

Plötzlich klemmte es dort fest, und das Skelett erstarrte für einen Moment in der Bewegung. Dann kippte der Kopf nach vom, etwas zischte in seinem Maul wie bei einem Feuerwerk, und eine Sekunde später schoss auch schon die Flamme hervor. Eine helle Flamme, beinahe weiß und stark blendend. Ich sprang zurück, bis ich eine gewisse Distanz zwischen uns gebracht hatte, und schaute von dort zu, was passierte.

Das Skelett brannte.

Wieder einmal.

Nur löste sich heute kein Fleisch von den Knochen, es waren die Gebeine selbst, die Feuer gefangen hatten und plötzlich wie glühende Kohlestücke um mich herumflogen, sodass ich mich gezwungen sah, den Kopf einzuziehen.

Noch stand der knöcherne Hexer auf den Beinen.

Aber er schwankte bereits.

Das Glühen breitete sich aus. Die Knochen fielen in sich zusammen, weil die magische Kraft von einer anderen, wesentlich stärkeren zerstört wordenwar. Als glühendes Etwas sanken die Reste zu Boden, leuchteten dort weiter, bis auch der letzte Knochen zu Asche geworden war. Nie mehr würden sie sich zu einem neuen Skelett zusammensetzen. Ich bückte mich und hob mein Kreuz auf. Dann dachte ich an Swenja. Ich hatte sie bluten sehen. Hastig drehte ich mich zu ihr um und erkannte, dass sie bereits wieder auf den Beinen stand. Aus einer Fleischwunde an der rechten Wange rann Blut,

ansonsten war ihr nichts passiert, und als sie mir in die Arme fiel, da wusste sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Von der Treppe her schaute uns Scott Mullion zu. Er stand da und schüttelte den Kopf.

***

Phil Bucca hatte seinen Laden abgeschlossen und war mit Suko in das Büro gegangen. Es lag im hinteren Teil des Hauses und war ein kleiner Raum, in dem der alte Schreibtisch kaum Platz fand. Bucca hockte dahinter, die Schultern vorgestemmt, den Kopf eingezogen und schaute mit kalten Augen auf den vor ihm sitzenden Suko. Beide warteten ab, denn Bucca hatte Suko versprochen, dass er ihn noch an diesem Abend über das Schicksal seines Freundes aufklären würde. »Ich merke, wenn er stirbt!« hatte er immer wieder geflüstert. »Ich merke es genau…«

»Und was geschieht dann?«

»Werde ich es dir sagen. Dann kannst du hinfahren und dich um seine Reste kümmern.«

»Abwarten.«

»Der Hexer ist nicht zu besiegen. Er ist selbst seinem Häscher de Valois entkommen.«

»Aber nicht John Sinclair.«

Da hatte Bucca nur gelacht. Es war kichernd und schrill zugleich gewesen.

Jetzt warteten beide.

Draußen war es dämmrig geworden. Im Büro hielt sich die Stille ebenso wie der Gestank des Plunders, der auch hier seinen Platz gefunden hatte. Besonders die alten, feuchten Weidenkörbe gaben ihn ab. Sie lagen wahllos durcheinander.

Suko schaute auf die Uhr, was Bucca mit einer hämischen Bemerkung quittierte. »Kannst du seinen Tod nicht erwarten?«

»Irrtum, er wird nicht…«

In diesem Augenblick schnellte Bucca in die Höhe. Er blieb für eine Sekunde starr stehen, als müsste er erst über seine nächsten Bewegungen nachdenken. Dann öffnete er den Mund, er presste die Hände mit den gekrümmten Fingern gegen die Brust, nickte einige Male und schrie: »Ja, sie sind da. Sie – sie sind zusammengetroffen. Ich spüre es. Er sendet mir die Botschaft. Er will mir sagen, dass er siegen wird. Er will mir – ahhhrrr…«

Ein furchtbarer Schrei hallte durch das kleine Büro und tanzte hinaus in den Laden. Der Trödler drehte sich auf der Stelle, schlug die Hände gegen sein Gesicht, hielt die Finger noch immer gekrümmt und zog mit seinen Nägeln blutige Streifen in die Haut.

Auch Suko war längst aufgestanden. Er konnte sich den Grund dieser

Reaktion vorstellen. Wahrscheinlich hatte Bucca auf das falsche Pferd gesetzt, und sein Freund John vollendete das, was Hector de Valois damals durch seine Flammen nicht geschafft hatte.

Er stand noch immer und schaute Suko dabei an. Seine Augen sahen aus, als würden sie aus den Höhlen quellen. Kleine, dünne rote Fäden durchliefen die Pupillen, und urplötzlich drehte sich Bucca herum und rannte auf die Wand zu.

Suko nahm an, dass sich dort nur die Wand befand, aber da war noch etwas anderes, das er wegen der schlechten Sichtverhältnisse nicht gesehen hatte.

Ein Haken, ein langer Nagel oder was immer. Er merkte zu spät, dass etwas nicht stimmte. Der Schrei brach ab. Für einen Moment blieb Bucca in nach vorn gebeugter Haltung stehen, dann durchfuhr ein Zittern seinen Körper, und als Suko neben ihm stand, hörte er das leise Knirschen, das entstand, als der lange Nagel im Mauerwerk durch das Gesicht des Mannes bewegt wurde.

Suko fing den Körper ab.

Er zog ihn nach hinten.

Dann sah er die Stirn.

Ein tiefes Loch und Blut.

Phil Bucca hatte sich selbst gerichtet und sich den Nagel genau zwischen die Augen gerammt. Er musste gespürt haben, dass nicht der Hexer, sondern John Sinclair gewonnen hatte.

***

Wir standen vor dem Leuchtturm, ließen uns den Wind um die Körper wehen, schauten in die Dunkelheit zu den Lichtern hinüber, die in Coverack leuchteten. Swenja Hart hatte ein sauberes Taschentuch gegen die Wunde an der Wange gedrückt. Sie klagte nicht, sie sprach nur davon, wie froh sie war, es lebend überstanden zu haben.

Ein anderer allerdings war nicht froh. Scott Mullion trauerte um seine Frau Rosa. Er fragte uns um Rat, aber wir konnten ihm auch nicht helfen. Ich verwies ihn auf Freunde, die er sicherlich hatte.

Vielleicht halfen sie ihm über die schwere Zeit hinweg.

»Ich werde es versuchen«, sagte er und entfernte sich von uns. Wir ließen ihn allein und kehrten zu meinem Rover zurück. Swenja verschwand im Wohnmobil. Dort befand sich ein Arzneikasten, der außer einigen Desinfektionsmitteln auch Pflaster und Verbandsmull enthielt.

Ich griff nach dem Telefon, weil ich versuchen wollte, in London anzurufen.

Jemand rief mich vorher an. Schon beim ersten Tuten hob ich ab und hörte Sukos ferne Stimme.

»Du bist okay, John?«
»Ja.«
»Ich auch, aber Bucca ist tot.«
»Warum?«
»Er brachte sich selbst um.«
»Wann war das?«
»Vor einer halben Stunde, schätze ich.« Ich nickte, obwohl Suko es nicht sehen konnte. »Das war genau die Zeit, als das Skelett verbrannte.«
»Ich dachte es mir.« Ich teilte Suko noch mit, dass ich sobald wie möglich wieder in London eintreffen würde, dann legte ich auf, verließ den Rover und ging mit langsamen Schritten auf das Wohnmobil zu, wo Swenja Hart sicherlich schon auf mich wartete.

ENDE